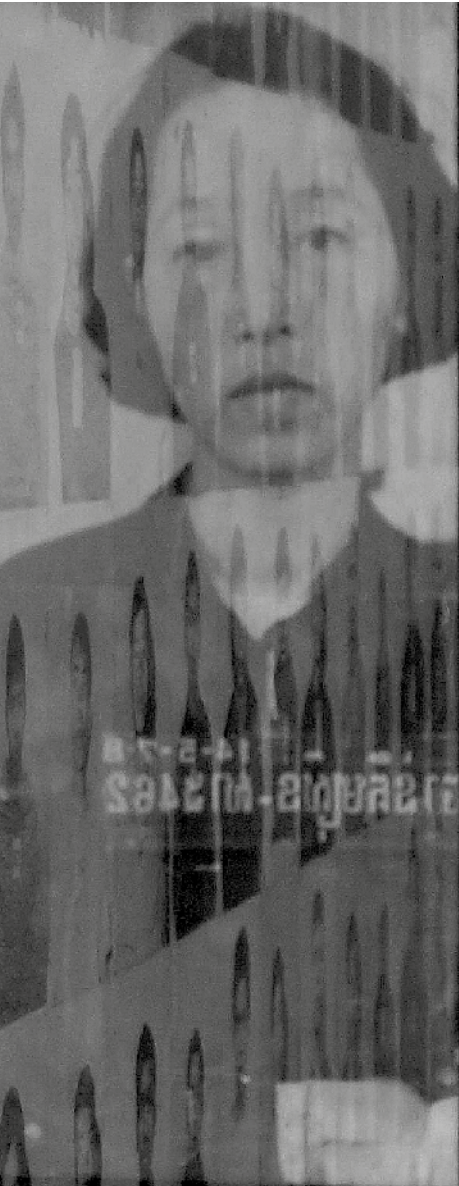


ZEITUNG

Deutsche Freischar



3/2016

wenn der wind
des wandels
weht
bauen die einen mauern
und die anderen
windmühlen

chinesisches
sprichwort

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

auch in diesem Heft findet Ihr wieder zumindest zwei Beiträge, von murmel und von Pan, die den Rahmen des „Üblichen“ sprengen, aber in der Lage sind, unsere Weltsicht zu erweitern. Andererseits findet Ihr im Nachrichtenteil eine Gratulation für Modder (Wolfgang Günther), der vor einer Woche seinen 99. Geburtstag feiern konnte und dann leider die Nachrufe für Gullivers (Hans Günter Boetcher) und Lerche (Walter Lechner). All dies, das Ferne und das Nahe, Freude und Trauer gehört zu unserem Lebensbund. So hat sich die „alte“ Deutsche Freischar bei ihrer Gründung 1926 aus freier Entscheidung „verfasst“ und auch unser „neuer“ Bund ist dieser Idee bei seiner Gründung 1946 gefolgt. Allerdings können erst wir, viele Jahrzehnte später, die Konsequenzen dieser Idee wirklich voll und ganz erfassen. Bei unseren Bundeslagern, Herbstlagern, Familientreffen wird die inzwischen erreichte Altersspanne sofort erkennbar, als ein Ausdruck des Lebensbundes.

In diesem Heft findet Ihr auch den Beitrag „Von Bundesheim zu Bundesheim“. Dieser Artikel umreißt in exemplarischer Weise für den Zeitraum von mehr als 50 Jahren das große Engagement, das Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Menschen in unserem Bund. Dies war und ist nur möglich auf der Grundlage von Freiwilligkeit und der Fähigkeit, zwischenmenschliche Beziehungen in Freundschaft einzugehen und dauerhaft zu gestalten. Daraus entsteht der aktive Lebensbund.

Die Freischar hat sich als Bund (auch als „gemeinnütziger Verein“) schon früh eine Bundesordnung (Satzung) gegeben und diese im Verlauf vieler Jahre weiterentwickelt. hagzissa hat dieses langfristige Geschehen in drei Ausgaben der ZEITUNG dargestellt. Zunächst in den Heften 1/2015 und 1/2016. Den Schluss findet Ihr in dieser Nummer. Es wird in den drei Berichtsfolgen deutlich, dass es bei der Erarbeitung der jeweils besten Form einer Bundesordnung nicht in erster Linie darum ging (und geht), einen juristischen Rahmen des Bundes zu schaffen. Im Wesentlichen ging und geht es immer um die Gestaltung des gemeinsamen Handelns im Lebensbund.

Mit der Jahreszahl 2016 verbindet Die Deutsche Freischar das 70. Jubiläum des „neuen“ Bundes und das 90. Jubiläum der Gründung des „Bund der Wandervögel und Pfadfinder“ (BdWuP), der ein Jahr später (1927) seinen dauerhafte Namen erhielt. Wir haben also Anlass, wieder einmal über das Wesentliche dieser sehr langen Zeitdauer für unseren Bund nachzudenken. Wesentlich ist sicher in erster Linie das freie, demokratische Zusammenleben und Zusammenwirken, der freie Austausch von Ideen, das Entwickeln und Ausführen gemeinsamer Projekte. So war die Freischar über sehr lange Zeiträume erfolgreich. Nicht erfolgreich, aber leider folgenreich, waren die beiden deutschen Diktaturen zwischen 1933 und 1989. Wir haben allen Anlass, uns auch weiterhin für unsere Freiheit und ein Leben in Demokratie, unter der Herrschaft des Rechts einzusetzen.

Liebe Freundinnen und Freunde, ich hoffe, dieses Heft findet wieder Euer Interesse, und erhoffe mir auch für das neue Jahr eine weiterhin gute Zusammenarbeit.

Mit den besten Grüßen und Wünschen, für das neue Jahr, euer

– dadarish –

14. Januar 2017



Vom rankenden Blätterwald der Anteilnahme

oder: Wie in der Ferne eine Ausstellung entsteht.

Warum fährt eine deutsche Grafikdesignerin und Buchbinderin
nach Kambodscha, um dort am ehemaligen Foltergefängnis

der Roten Khmer zu arbeiten? Ja, warum?

Weil sich die Gelegenheit bot. Und weil ich schon länger

mit dem Gedanken spielte, im Ausland zu arbeiten,

mein Fachwissen weiterzugeben und neue Techniken

zu lernen und Anregungen zu bekommen.

Ich wartete auf die richtige Gelegenheit.

Und dann kam sie. Letztes Jahr, im Sommer 2015

spontan und unerwartet und zunächst völlig harmlos.

von murmel



Viele Besucher äußern ihre Anteilnahme in Bilder und Worte auf grünen Papierblättern und -blumen.

Ein ungewöhnlicher Auftrag

Über eine Freundin, die für den Zivilen Friedensdienst (zfd) in Nepal arbeitet, erreichte mich die Anfrage, ob ich mir vorstellen kann, an einem Museum in Kambodscha zu arbeiten. Museum, klingt gut! Bestimmt was mit Kunst ... Kultur, denk ich. Kambodscha ... keine Ahnung! Süd-Ost-Asien ... ok ... aber wo genau?!? Ich schreibe zurück, dass ich grundsätzlich interessiert bin, und schicke ein paar Arbeitsproben mit. Und dann kommt postwendend eine begeisterte Mail zurück: „Perfekt! Wann kannst du anfangen?“ Absender ist Rita, zfd-lerin am Tuol Sleng Genocide Museum, und das kambodschanische Team.

Ich organisiere einen Skype-Termin mit Rita. Durch die sechs Stunden Zeitverschiebung etwas komplizierter, aber als es endlich klappt, dämmert mir so langsam, was mich erwarten wird: Das Tuol Sleng Genocide Museum (TSGM) heißt zwar Museum, ist aber in Wirklichkeit eine Gedenkstätte. Und von hübschen Kunstaussstellungen keine Spur: Es handelt sich bei diesem Ort um das größte ehemalige Foltergefängnis der Roten Khmer in Phnom Penh, der Hauptstadt Kambodschas. In diesen Mauern wurden über drei Jahre Tausende Menschen gefoltert.

Der Museumsleiter sucht jemanden, der hilft die neue Sonderausstellung zu gestalten und allgemein die Ausstellung und Druckmedien zu überarbeiten.

Schluck. Ähm.

Kann ich das ertragen? Bilder bearbeiten, die solche schrecklichen Folterszenen zeigen? Leidende Kinder? Leichenberge? Mich tagtäglich in diesen Räumen aufhalten, in denen all dieser Schrecken ausgeführt wurde? Das meine ersten spontanen Gedanken. Dann kommen die grundlegenderen Fragen auf: Wie kann man eine angemessene Sprache finden für Gedenkstätten – und ist diese Sprache universell? Überregional? Überkulturell? Auch die großen Fragen des „Warum?“ Warum Gewalt, Folter? Wie können Menschen anderen Mensch so etwas antun?

Und so beginne ich zu lesen, Filme zu gucken, mit Leuten zu sprechen. Die Roten Khmer (franz. Khmer Rouge). Ich hatte von ihnen gehört. Entfernt. Etwas Fremdes, das in einer völlig anderen Ecke der Welt

Einige Hinweise zur Geschichte Kambodschas

Das Reich der Khmer, wie die Kambodschaner sich nennen, bildete sich etwa seit dem 8. Jh. n. Chr. heraus. Ab dem 15. Jh. unterlag es Einflüssen seiner Nachbarländer Siam (Thailand) und Annam (Vietnam). König Ang Duong wandte sich daher 1854 an den französischen Kaiser Napoleon III. um Unterstützung. 1863 erklärte Frankreich Kambodscha zum Protektorat. Dafür verlangte es wirtschaftliche Sonderrechte.

Im Zuge des europäischen Kolonialismus wurde ab 1887 „Französisch-Indochina“ errichtet, das aus Kambodscha, Vietnam sowie Laos bestand, im Zweiten Weltkrieg aber in Abhängigkeit von Japan geriet, mit dem die französische Vichy-Regierung kollaborierte. Besonders in Vietnam führte dies zu einem Befreiungskampf der dort als Guerilla aktiven Việt Minh gegen beide koloniale Mächte.

Nach der Kapitulation Japans im August 1945 versuchte Frankreich seine koloniale Herrschaft neu zu errichten und entfachte damit den Indochinakrieg (1946–1954), der für Frankreich den Verlust seines südostasiatischen Kolonialreiches zur Folge hatte. Kambodscha erlangte aber bereits 1953 die Unabhängigkeit unter der Regierung von Prinz Norodom Sihanouk.

In den Folgejahrzehnten bildete Südostasien den Schauplatz für den ideologischen Konflikt der neuen Supermächte China, UdSSR und USA („Kalter Krieg“). Dieser weltpolitische Grundkonflikt eskalierte bereits ab 1955 in den Vietnamkrieg, der bis 1975 als sog. Stellvertreter-Krieg geführt wurde und zu massiven Menschenverlusten und Zerstörungen in Vietnam,

Kambodscha und Laos führte. Im Ergebnis dieses Krieges wurde ganz Vietnam kommunistisch.

König Norodom Sihanouk strebte in dieser Situation zunächst nach Neutralität und wirtschaftlicher Unabhängigkeit seines Landes. Aufgrund der konträren Interessenlagen der drei Supermächte und ihrer regionalen „Stellvertreter“ war diese Politik aber nicht zu verwirklichen.

Da sowohl die Vietcong (Guerilla in Nachfolge des Việt Minh) als auch die nordvietnamesische Armee Kambodscha ohne dessen Einverständnis als Rückzugs- und Nachschubbasis nutzten, begannen die USA ab 1969 mit Flächenbombardements (bis 1973). Der Großteil des kambodschanischen Agrarlandes wurde dabei zerstört.

In dieser Zeit wuchsen innenpolitische Konflikte zwischen den sozialen Klassen im Land. Etwa 90 % der Bevölkerung lebte von der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Der Handel lag in den Händen chinesischer Minderheiten, während vietnamesische Minderheiten den Großteil der öffentlichen Verwaltung bildeten. Vor diesem Hintergrund kam es 1970 zur Machtübernahme durch den Premier- und Verteidigungsminister General Lon Nol.

Prinz Sihanouk gründete in Reaktion darauf in seinem Exil in Peking zusammen mit Vertretern der Roten Khmer (maoistisch-nationalistische Guerilla-Bewegung) die kambodschanische Befreiungsfront und rief die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Regierung Lon Nols auf.

Die Roten Khmer gewannen die Unterstützung der heimischen Landbevölkerung, wurden durch China, Nordvietnam und den Vietcong militärisch ausgerüstet und kamen 1975 in Kambodscha an die Macht.

In ihrer ideologisch-programmatischen Ausrichtung wollten die Roten Khmer unter ihrem Führer Pol Pot Kambodscha in einen primitiven Agrarkommunismus überführen („Steinzeitkommunismus“). Dies hatte u.a. die fast vollständige Vertreibung der Einwohnerschaft der Hauptstadt Phnom Penh zur Folge und mündete in einen Massenmord an der Bevölkerung, der erst später weltweit bekannt wurde. Bis zu ihrer Vertreibung 1979 durch vietnamesische Invasionstruppen fielen den Roten Khmer nach Schätzungen um zwei Millionen Kambodschaner zum Opfer (Bevölkerung heute 15–16 Mio.).

Danach wurden die Roten Khmer erneut zu einer Untergrundbewegung und dabei zeitweise von verschiedenen, auch westlichen Ländern unterstützt (gegen China und Vietnam gerichtet), bis sie sich 1998 endgültig auflösten. Die wirksame juristische Aufarbeitung der Verbrechen während ihrer Herrschaft kam erst ab 2007 in Gang und dauert bis heute an.

Kambodscha ist auf der Grundlage seiner demokratisch-liberalen Verfassung von 1993 eine konstitutionelle Monarchie. Staatsoberhaupt ist König Norodom Sihamoni, Regierungschef Premierminister Hun Sen.

– *dadarish* –

anderen widerfahren ist und nichts mit mir zu tun hat. Unglaubliche Schrecken und Brutalität.

Und dann geht mir als Gestalterin die Frage besonders nahe: Warum werden Kreative, Intellektuelle, Tänzer, Musiker, Akademiker und deren Kinder systematisch getötet? Wie geht ein Leben danach weiter? Wie entwickelt sich eine kreative Szene nach einer solchen Schreckensherrschaft?

Ich beschließe, alle Sorgen und Zweifel über Bord zu werfen. Ich sage zu. Zunächst für ein Projekt, also drei Monate. Die Ausstellung „Zwangsehen unter Khmer Rouge“ soll gestaltet werden. Das ist alles, was ich weiß.

Mit Ritas Worten im Ohr: „Es gibt nicht viel, mach was draus“, beginne ich mich vorzubereiten.

Wie bereitet man sich auf völliges Neuland vor?

Jetzt weiß ich mehr von der Geschichte. Doch was wird mich im Land erwarten? Neben kommunikativen Hürden (nicht alle sprechen Englisch, viele sprechen nur Khmer) auch die Frage: Wie läuft das hier? Wie arbeiten Druckereien? Wo kann ich Material kaufen? Dazu die Alltagsfragen, auf die ich noch keine Antwort habe: Wie wohnt man in Phnom Penh? Wie findet man überhaupt eine Wohnung? Fährt man Fahrrad? Bus? Zug? Nee, den gibt es nicht ... Ein Postsystem auch nicht, aber das erfahre ich erst später.

Auch inhaltlich bleiben Zweifel: Kann ich meinem Anspruch, eine angemessene Ausstellung für eine Gedenkstätte zu gestalten, gerecht werden? Ich bin nicht



Die Khmer Rouge entschieden, wer sich als Paar zusammenfinden musste.

als Gedenkstättenspezialistin ausgebildet – kann ich das leisten? Aber dann merke ich in Phnom Penh vor Ort, was viel wichtiger ist als reines Fachwissen: Kreativität und Flexibilität. Und davon habe ich – auch inspiriert durch meine Zeit als Gruppenleiterin in der Freischar – viel.

Zur Vorbereitung besuchte ich einige Ausstellungen und Gedenkstätten in Deutschland. Ich fotografierte, nahm Flyer und Postkarten mit und überhaupt einen großen Koffer voller Anregungen. Etwas komisch kam ich mir schon vor, mein halbes Gepäck mit Materialproben zu beladen, aber dieses sollte mir in Kambodscha von großem Nutzen sein.

Viele Fragen und 15 kg Papier im Gepäck

So fliege ich in zwölf Stunden über Helsinki nach Phnom Penh. Diese Stadt, von der ich nicht mehr kenne als den Namen, der so klingt wie ein kleines Tischfeuerwerk. Vor Ort merke ich dann: Es ist eher ein ziemlich großes! Meine ersten Eindrücke sind: Verrückt! Wuselig! Staubig! Voller Baustellen und keine Verkehrsregeln. Und trotzdem fließt der Verkehr. Wie kann das gehen, fragt sich eine deutsche Straßenverkehrsteilnehmerin, die damit aufgewachsen ist, dass rechts vor links gilt und es eine maximale Mitfahrerzahl für jedes Verkehrsmittel gibt. Und dass es Ampeln gibt. Und Zebrastreifen. Ich werde über die Monate lernen, wie man als Fahrradfahrerin große Straßen im Schwarm überquert, am besten im Schatten

eines Tuk-Tuks, eines der kleinen Autorikschas, werde mich immer weniger wundern, wie viele Menschen und Tiere auf einen Roller passen, und werde zu schätzen lernen, wie gut man Umzüge mit dem Tuk-Tuk organisieren kann.

Schon auf meinem Weg vom Flughafen sehe ich: In dieser Stadt wird gebaut! Überall. Hier sprießen hunderte neue riesige Hochhäuser aus dem Boden. Die meisten sind nach Fertigstellung ungenutzt. Es gibt kaum Büros oder produzierende Firmen hier. Die meisten Kambodschanerinnen verdienen ihr kleines Gehalt als Näherinnen. Zusammengepfercht werden sie stehend auf LKW in die Fabriken ins Umland von Phnom Penh gefahren. Und nähen dort unsere Kleidung.

Alles wächst so schnell. Für mich wirkt es so, als würden Stufen übersprungen. So wie das Handy einfach die Generation der Festnetztelefone in Privathaushalten übersprungen hat. Jetzt hat jeder Kambodschaner im Schnitt drei. Und nutzt diese auch pausenlos.

Wirtschaftswunder. Alles blinkt und glitzert. Und ist aus Plastik. Und verschwindet schnell unter einer dicken Staubschicht. Die neuen riesigen Autos, die die viel zu engen und kleinen Straßen verstopfen und den Tuk-Tuk-Fahrern das Leben schwermachen, sind frisch vom Band und ein Abbild der Gesellschaft Kambodschas: Unglaublicher Reichtum direkt neben sehr großer Armut. Alle wollen nach oben. Es fühlt sich an, als müsste ganz schnell ganz viel aufgeholt werden, seit 1979 das Land und die Stadt Phnom Penh befreit wurde.

Ich wurde drei Jahre später geboren. In einem ganz anderen Leben. In einer ganz anderen Welt. Anders? Oder doch nicht so anders? Wo gibt es Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede? Ideologisches Gedankengut, das zu Massenmord führt, ist ja auch in unserer Geschichte nicht unbekannt. Wie lebt es sich in einer Kultur, in der es in nahezu jeder Familie Opfer und Täter gab? Wie wird dieses ganze kollektive Leid aufgefangen? Gibt es eine kulturell unterschiedliche Art und Weise, mit solchen großen traumatischen Erlebnissen umzugehen? Wie steht die Regierung dazu? Wie versuchen NGOs zu helfen, die „non-governmental organizations“ (Nichtregierungsorganisationen)?

Ich bin auf der Suche nach Spuren der Rote-Khmer-Zeit, die mit ihrem Schrecken ja nur 30 Jahre zurückliegt. Und zu diesem Zeitpunkt war Phnom Penh menschenleer. Doch abgesehen von den hohen Mieten (wohl eine Folge davon, dass der wenige Wohnraum nach der Befreiung unermesslich teuer war, da immer mehr Hilfsorganisationen ins Land kommen, die diese Mieten für ihre Mitarbeiter bezahlen können – so erklärt man mir) fällt einem als Tourist nichts sofort ins Auge. Nicht im alltäglichen Umgang in der Stadt. Nicht für eine Fremde wie mich, die die Sprache nicht spricht. Hier gibt es alles: Supermärkte, Bars, Nachtleben. Da braucht es Zeit und Verständnis für Land und Leute. Über meine Arbeit an der Gedenkstätte und meine Mitbewohner in meiner sehr internationalen WG (einer davon ist Lay, ein Kambodschaner, der fünf Jahre in Bonn gelebt hat und perfekt Deutsch spricht)

komme ich aber schnell mit vielen Menschen in Kontakt. Ich kann viele Fragen stellen und bekomme einen kleinen Blick hinter die Kulissen. Vieles bleibt mir jedoch als „Barang“, so heißen hier Ausländer, trotz allem verborgen.

Es wird mir erzählt, dass Alkoholismus ein großes Problem in allen Altersstufen ist. Ich selbst habe das nicht bemerkt. Aber Alkohol ist billig. Und das Leben für einen Großteil der Menschen hart.

Oberflächlich wirkt alles heiter. Gelassen. Höflich. Aber wie sieht es mit den Gefühlen aus? Wie steckt eine Gesellschaft diese Schreckensherrschaft unter ihren eigenen Landsleuten weg?

Wie war es damals in Deutschland? Womit waren meine Vorfahren beschäftigt? Wie haben sie zurückgefunden in ein „normales“ Leben nach dem Krieg? Wie haben sie das Leid aufgearbeitet, das sie erlebt haben? Immer wieder bin ich versucht Parallelen zu ziehen. Aber kann man das überhaupt? In so unterschiedlichen Kulturen.

Wie viele unserer Eltern- und Großeltern-Generation haben wirklich gesprochen? Es brauchte die Generation der Kinder, die die Fragen stellte und die Eltern aus der Reserve lockte. Aber wie ist es hier? Ich habe den Eindruck, es wird wenig gesprochen. Und schon gar nicht über (eigene) Gefühle. Man will alles vergessen. Schnelles Wirtschaftswachstum. Ein kleines bisschen Sicherheit. Soweit nicht ungewöhnlich.

Ich wohne zuerst bei Rita und ihrer Familie. Sie ist die einzige Europäerin am TSGM. Und die erste. Ich erfahre, dass die



Gedenkstätte erst mit dem neuen Direktor die Türen geöffnet hat für internationale Zusammenarbeit. Er möchte einen Ort der Begegnung schaffen. Des Austauschs. Der Kultur und Kunst. Und vor allem neben den vielen Touristen, die täglich durch das Museum laufen, die Kambodschaner selbst ins Museum holen.

Ich werde hier mit offenen Armen empfangen.

Das Museum, mein Arbeitsort

Das TSGM ist eine Gedenkstätte im ehemals größten Foltergefängnis Kambodschas. Ein umfangreiches Archiv beherbergt hunderte Akten und Wissenschaftler forschen hier. Das Gebäude wurde 1962 als Schule im Stil des berühmten kambodschanischen Architekten Vann Molyvann gebaut. Es war eine hoffnungsvolle Zeit. Der König unterstützte die



oben: Blick zum Innenhof des Tuol Sleng Genocide Museum (TSGM).

rechts: (von oben nach unten)
Stacheldraht und Zellengang.

Relikte der Khmer-Rouge-
Herrschaft.

Kultur, Musik und investierte in die Bildung. Das Gebäude ist intelligent gebaut, sorgt mit Belüftungsschlitzen für eine gute Luftzirkulation in dem heißen Klima. Und wenn die Nachmittagssonne durch diese Schlitze im Treppenaus fällt, kommt es zu einem wunderschönen Lichtspiel. Das Gebäude, für etwas Positives entworfen, wurde dann durch Stacheldraht und Gitterstäbe zum Gefängnis umgebaut. Das Licht der Sonne scheint weiter durch die Fenster. Nur dass es unerträglich heiß in den Massenzellen gewesen sein muss und ein furchtbarer Gestank geherrscht hat.



15.000–20.000 Menschen wurden hier zwischen 1975 und 1979 gefoltert und zu den „Killing Fields“ gebracht, den mehr als dreihundert Stätten in Kambodscha, an denen nach Schätzungen mindestens 200.000 Menschen durch die Roten Khmer umgebracht wurden.

Heute ist das TSGM ein Publikums-magnet. Kaum ein Tourist, der auf seiner Reise von Ankor Wat (die größte Tempelanlage der Welt und sehr beeindruckend) auf dem Weg zu den traumhaften Inseln im Süden am Meer ist und durch Phnom Penh kommt, lässt es aus. Bei Tripadvisor steht das Museum auf Platz zwei nach Choeung Ek, dem bekanntesten der „Killing Fields“, etwa 17 Kilometer südlich von Phnom Penh. Jeder, der was auf sich hält und nicht nur zum Baden in Kambodscha ist, läuft einen Tag durch dieses Museum.

Räume wirken nach. Kambodschaner glauben daran, dass die Geister bleiben und die Orte bewohnen. Viele der älteren Kambodschaner besuchen deshalb nicht das Museum, wie ich vom Leiter der Gedenkstätte erfahre.

Man kommt mit der Erwartung, dass es ein Ort des Grauens ist. Und das ist es zweifellos auch. Räumeweise blicken einen die Porträtfotos der Inhaftierten und Ermordeten an. Wie in anderen Folterregimen wurde hier auch mit großer Präzision vorgegangen. Alle Personen, die durch das Tor traten, wurden in Listen erfasst, fotografiert und es wurde eine Kurzbiografie geschrieben. Je nachdem welchen Rang und Bedeutung jemand hatte, wurden sie oder er in eine Massenzelle oder in

Einzelhaft gesperrt. Die Menschen verließen die Zelle nur noch, um gefoltert zu werden – mit dem Ziel, Geständnisse zu erpressen, die dann ebenfalls akribisch niedergeschrieben wurden. Oder sie wurden nachts auf Lastwagen verfrachtet und zu den „Killing Fields“ außerhalb gebracht. Nur sehr wenige Menschen überlebten das Gefängnis. Ganze vierzehn sind bekannt, von denen aber die Hälfte bald nach der Befreiung verstarb.

Zwei der Überlebenden sitzen heute im Innenhof und verdienen ihr Geld mit dem Verkauf ihres Buches. Bou Meng überlebte, weil er malen konnte. Chum Mey wurde als Techniker gebraucht.

Es gibt dann noch zwei, die als Kinder überlebten, da sie sich unter Kleiderbergen verstecken konnten. Einer der beiden führt heute Schulklassen durch das Gebäude. Er ist ein Mensch, der mich durch seine ruhige Freundlichkeit und Lebensfreude tief beeindruckt hat. Auf den ausschweifenden Feiern, die zu unterschiedlichen Gelegenheiten vor dem Museum stattfanden, gehörte er immer zu den ausgelassensten Tänzern, der mir die für die Apsara-Tänze typische Handbewegung und Tanzschritte beigebracht hat. Sein Bruder ist nach Amerika ausgewandert und hat nie wieder einen Fuß über die Schwelle des TSGM gesetzt.

In mir kommt die Frage auf, wie viel Leid ein Mensch verkraften kann und woher die Stärke kommt, sich tagtäglich wieder mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Mit dem Ziel, Jugendlichen davon zu berichten. In der Hoffnung, eine Wiederholung zu verhindern.

Für mich ist das Museum mein Arbeitsplatz. Mein Büro ist in einer der ehemaligen Massenzellen im ersten Stock. Heute zeugen die vielen Ritzereien auf Fußhöhe (dort lagen die Gefangenen mit Fußfesseln in Reihen) von der grausamen Vergangenheit des Gebäudes. Doch was ich heute erlebe, ist ein Ort voll geschäftigem Leben.

Wenn ich mit meinem Fahrrad über die holprige Einfahrt rolle, laufen mir die Jungen des Hausmeisters entgegen. Reden auf Khmer auf mich ein. Wollen bei uns im Büro malen oder ihre Hausaufgaben machen. Bei uns gibt es Air-Con. Sehr beliebt.

Sie wachsen hier auf. In Hängematten im Innenhof haben sie ihr Nachtlager. Abends gucken alle Nachtwächter und Tuk-Tuk-Fahrer Fußball auf dem kleinen Fernseher im Kassenhäuschen. Die Mitarbeiter der Gedenkstätte spielen Federball oder Tischtennis am frühen Abend im Innenhof. Außenrum geht der normale Besucheralltag weiter. Es ist dieses ganz normale Leben, das es für mich einfacher macht hier zu arbeiten.

Der Museumsleiter, Mr. Visoth, ist ein sehr aufgeschlossener, vielseitig interessierter Mensch. Er setzt sich mit ganzem Herzen für diese Gedenkstätte ein. Sein Leitsatz: „Lasst uns diesen Ort des Schreckens transformieren zu einem Ort, an dem Begegnung und Austausch möglich ist“. Ein Ort der Kultur. Ein Ort des Friedens. Diese Philosophie spiegelt sich auch im Umgang mit den Mitarbeitern des Museums. Eigenverantwortliches Denken und Handeln fördern, etwas, was in Kambodscha nicht immer alltäglich ist.



Eines der Treppenhäuser – Orte, die ich trotz allen Grauens schön finde.

Ohne Zeremonie gilt es nichts

Ein Thema, dem bisher nur wenig Beachtung geschenkt wurde, das aber sehr viel Leid bedeutet hat (vor allem für Frauen, aber auch für betroffene Männer), ist die Zwangsehe unter den Khmer Rouge. Die durch die Eltern arrangierte Ehe ist in Kambodscha auch heute noch verbreitet. Ob das nicht auch als Zwangsehe bezeichnet werden muss, ist ein anderer Punkt. Aber für viele Kambodschaner ist es traditionell so, dass die Ehe die Familien zusammenführt und es unglaublich wichtig ist, dass die Eltern das Ganze unterstützen und eine entsprechende Zeremonie durch Mönche durchgeführt wird. In der Khmer-Rouge-Zeit übernahm die „Partei“ die Aufgabe



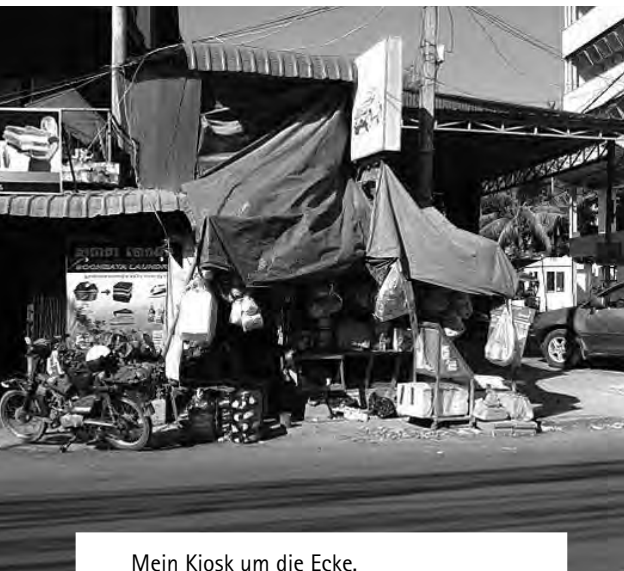
Blick aus meinem Fenster in Phnom Penh.

der Eltern und entschied zum Teil sehr willkürlich – z.B. nach Farbe der „Kramas“, der traditionellen Schals der Kambodschaner –, wer sich als Paar zusammenfinden musste. Die zeremonienlose Vermählung fand nach einem langen Arbeitstag abends im Gemeinderaum statt. Alle mussten sich in Zweierreihen aufstellen und wurden kurzerhand zu Mann und Frau erklärt. Danach in ihre kleinen Hütten geschickt und es wurde ihnen Folter und Tod angedroht, wenn sie die Ehe nicht auch sexuell vollzogen und dem Staat Ankar-Kinder schenkten. Gute, reine Bauernkinder. Im Sinne der Partei. Wie es den betroffenen Personen

erging, können wir nur vermuten oder die Interviews lesen, die – unter anderem – die Mitarbeiter des TSGM mit Betroffenen geführt haben.

Vor allem die Frauen waren die Leidtragenden. Oft kam es zu Vergewaltigungen, wenn die Frauen sich weigerten mit einem ihnen unbekannten Mann zu schlafen. Denen sie oft – so lesen wir es in den Berichten – nicht mal Wochen später ins Gesicht sehen konnten. So groß war die Scham.

In der kambodschanischen Tradition ziehen die jungen Paare ins Haus der Eltern der Braut. Dies bedeutet einen gewissen



Mein Kiosk um die Ecke.



Phnom Penh bei Nacht.

Schutz für die Frauen, jedoch auch zusätzliche finanzielle Belastung. Umso wichtiger ist es, einen vermögenden Mann für die Töchter zu finden.

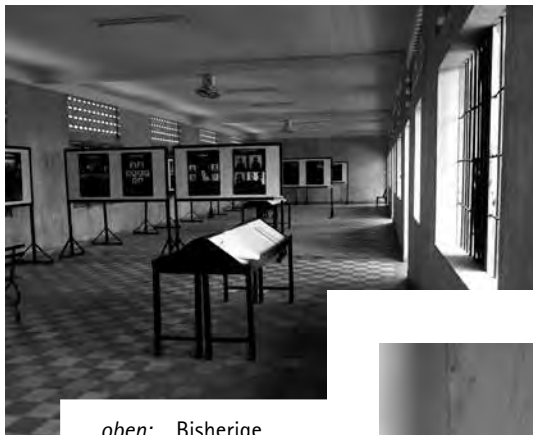
Für uns Europäerinnen schwer nachzuvollziehen ist die Tatsache, dass für viele der Frauen vor allem das Fehlen der Zeremonie und die Zustimmung der Eltern zu dieser Ehe im Mittelpunkt des Traumas liegt. Dies hatte auch für die unmittelbare und längerfristige Zukunft der Betroffenen große Bedeutung. Sie waren zur Ehe mit einem Mann gezwungen, mit dem sie aber – entsprechend ihren kulturellen Traditionen – nie verheiratet waren. Damit waren sie dann aber nicht mehr Jungfrau. Selbst wenn sie sich nach der drei Jahre dauernden Khmer-Rouge-Zeit (1975–78) trennten, war es eher unwahrscheinlich, dass sie wieder einen Mann finden würden. Und auch für die Kinder dieser Beziehungen blieb es schwer, da es in dieser Kultur unglaublich wichtig ist, aus welcher Familie man stammt, was die Eltern beruflich machen, und es so sehr viel schwerer ist, wenn die

Mutter alleinerziehend ist. So blieben viele Frauen bei ihren oft traumatisierten und gewalttätigen Männern.

Heute gibt es einige NGOs, die sich dieser Thematik annehmen und in Einzeltherapien das Erlebte aufarbeiten oder in Zeremonien die Vermählung nach buddhistischer Lehre nachholen. Auch das Gericht, das sich in Phnom Penh zur Zeit mit der Aufarbeitung der Verbrechen während der Herrschaft der Roten Khmer beschäftigt, hat sich dieses Themas nun angenommen. Ein wichtiges Projekt, um dies einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist die geplante Ausstellung im TSGM.

Um direkt Betroffene zu Wort kommen zu lassen, werden – anlässlich des Frauentags (der in Kambodscha Feiertag ist!) – sieben Frauen und ein Mann interviewt.

Die Mitarbeiter am Museum lernen von Theresa de Langis, einer amerikanischen Wissenschaftlerin, im Rahmen des „Cambodian Women’s Oral History Project“, wie sie Oral-History-Interviews führen können. Worauf es dabei ankommt: das Herstellen einer guten Atmosphäre, die Auswahl der richtigen Fragen und deren möglichst offen gehaltene Formulierung.



oben: Bisherige Wechselausstellung.

rechts: Touristin in der Ausstellung mit Audioguide.



Und letztlich: wie man das Aufgenommene abtippt und dann in eine Ausstellung bringt. Und an dieser Stelle komme ich ins Spiel.

Geplant ist, eine mobile Ausstellung zu schaffen, die zunächst im Museum entsteht, dann aber auch ausgeliehen werden kann und im ganzen Land zu sehen sein wird. Wir haben zwei der ehemaligen Zellen (jeweils Schulklassengröße) zur Verfügung. Wir wollen neben den Interviews die wichtigen Hintergrundinformationen liefern – auch allgemein zum Thema Zwangsarbeit – und, das ist mein Herzensanliegen, auch den Besuchern die Gelegenheit geben, Anteil zu nehmen.

Meine Idee ist es, hierzu neue Wege zu gehen statt, wie es bisher gehandhabt wird, alle Textinfos auf Panels an die



Wand zu hängen. Ich will Objekte in den Raum stellen, die „umgangen“ werden können und neugierig machen. Und das ganze Thema auch auf einer

übergeordneten Ebene beleuchten. Fragen aufwerfen ... Gefühle wecken ... So spinne ich rum. Habe viele Ideen und doch werde ich schnell auf den Boden der Tatsachen geholt. Wir fangen vorne an. Und so beginnt meine Arbeit am TSGM.

Ein Arbeitsauftrag und so viel mehr

Mein ursprünglich angefragter Job als Grafikdesignern wird hier auf viel mehr ausgeweitet: Projektleiterin, Lehrerin, Repräsentieren des Museums nach außen. Die Arbeit als „Entwicklungshelferin“. Ein Begriff, den ich deutlich in Führungszeichen setzen und in Frage stellen möchte



Dauerausstellung
Fotos Inhaftierter

und worüber es sich lohnt, weiter auszuholen, als es hier möglich ist.

Ich soll anleiten, damit das Ausstellungsteam die nächste Ausstellung alleine umsetzen kann.

Sehr sinnvoll. Aber nicht immer einfach. Ich lerne schnell, dass eine wunderbare Timeline (Arbeitsplan) an der Wand nicht viel mehr ist als ein schöner Raumschmuck, wenn nicht jemand jeden Tag alle Beteiligten persönlich an ihre Aufgaben erinnert und nachfragt ... Überhaupt: Timeline! So etwas anscheinend typisch „Westliches“. Alle Aufgaben sind auf bunte Post-its geschrieben. Also flexibel. Denn natürlich verschiebt sich immer alles. Genauso wie in Deutschland. Nur gibt es hier einige Parameter mehr, die ich nicht auf dem Schirm hatte: So wird der Eröffnungstermin in der eh schon knappen Zeit von zweieinhalb Monaten noch mal rasch auf den 1. März, also zwei Wochen vorverlegt. Die Ministerin kann sonst nicht zur Eröffnung kommen. Und das ist das Wichtigste.

Das Team besteht aus sechs Personen, alles Archäologen. Wie der Chef (selbst Archäologe) mir erklärt, sind sie Menschen, die aus Interesse am Fach studieren und bei denen nicht das Geld, das sie später

damit verdienen können, im Vordergrund steht. Auch Rayia, der Designer, mit dem ich hier zusammenarbeite, ist Archäologe, der sich aus Interesse und Liebe zur Malerei und Gestaltung die Grundlagen der Grafikprogramme selbst beigebracht hat. Die Programme kann man hier, praktischerweise, alle für unter 5\$ am Russian Market kaufen. So ist er technisch super fit. Aber ich denke immer öfter daran, was für einen Luxus es bedeutet hat, in einem Studium unter Gleichgesinnten und guten Professoren über Fragen der Gestaltung und Ästhetik zu diskutieren. Rayia ist so offen und interessiert. Ich würde so gern mehr Zeit haben, um über die grundlegenden Fragen des Geschmacks und der Gestaltung hier im asiatischen Kulturkreis zu diskutieren.

Überhaupt der Faktor Zeit. Vieles dauert sehr lange. Anderes geht sehr schnell. Was erstaunlich schnell geht, ist das sehr unbürokratische Umsetzen von Dingen. Gedruckt wird in drei Tagen. Schweißen der Ausstellungselemente in einer Woche.

Wofür überhaupt keine Zeit eingeplant wird, ist das Ausstellungskonzept. Die Idee, das sowas sich entwickelt, Ideen reifen, diskutiert, verworfen, geändert werden müssen, stößt immer wieder auf Verwirrung. „Aber wieso? Der erste Gedanke klingt doch gut. Warum nochmal hinterfragen? Aus einer anderen Perspektive beleuchten. Warum Zeit verlieren. Lieber direkt starten ...“ Warum Materialproben einfordern ... Ich bin jemand, der alles vorab testet. Eine Eigenschaft, die oft auf Unverständnis stieß und mir den Spitznamen „miss test“ einbrachte.



Wir diskutieren über Gestaltungsideen.

Aber ich beginne von vorne. Eine Kennenlern-Runde, in der ich alle bat, einen persönlichen Gegenstand mitzubringen und mir ihren Lieblingsort im Museum zu zeigen, ging ziemlich nach hinten los. Zum einen wollte ich das Haus besser kennen lernen, zum anderen war es der Versuch, eine neue, persönliche Sicht auf das Haus zu werfen. Und das war mein Fehler: Es war fürchterlich irritierend für meine kambodschanischen Kollegen, so etwas Persönliches gefragt zu werden. Und auch das Haus: Es gibt keine „schönen“ Orte hier, da ja so viele grausame Sachen passiert sind. Ich führe sie dann an den Ort, den ich trotz allen Grauens schön finde: die Treppenhäuser.



Arbeitsraum in ehemaliger Massenzelle im 1. Stock.

Kann es an einem Ort mit so viel Grauen Schönes geben? Kann auf solcher Erde Gutes wachsen?

Der Leiter des Museums wird diese Frage mit einem klaren Ja beantworten. Und lässt ihn bewässern, den ruhigen Innenhof, in dem schöne große Palmen wachsen, japanische Blüten-Bäume Schatten spenden. Richtet einen Meditationsraum ein. Lässt dort zweimal am Tag Musiker auf alten kambodschanischen Instrumenten spielen. Baut einen Activity Room für Jugendliche und Schüler auf. Angeregt durch den spielerischen Umgang, der in internationalen Gedenkstätten und Museen gepflegt wird. Schüler entdecken auf Schnitzeljagden das Haus. Folgen Aufgaben, werden selbst zu Wissenschaftlern und Forschern.



Layoutbegutachtung.

Hier merkt man aber auch, dass sich ein solcher Ansatz nicht einfach kopieren lässt. Zu weit weg ist er vom kambodschanischen Schulsystem und dem Frontalunterricht. Alles wird eingerichtet – und dann nicht oder anders genutzt.

Ähnlich neu ist für das kleine zusammengewürfelte Ausstellungsteam mein Ansatz, von der Gestaltung aus zu denken. Üblich war bisher, die Informationen zu sammeln, auf Plakate aufzuteilen, mit ein paar Bildern zu bestücken und an die Wand zu hängen.

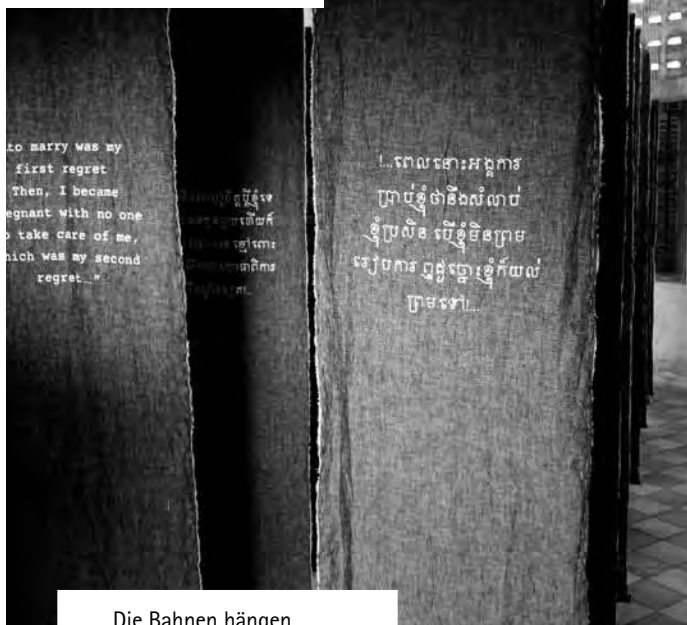
Ich bringe Fotos mit, die ich in Ausstellungen und Museen gemacht habe. Stelen, Aufsteller, Aufhänger, multimediale Ansätze. Ich will erstmal



Kleine Dummies der Aufsteller.



Wir fertigen die Stoffbahnen für die Rauminstallation.



Die Bahnen hängen.

die Fantasie anregen. Wir diskutieren, wie wir die Fläche der Räume nutzen können. Dieses kreative weite Denken, das ich so liebe (sich den Luxus zu gönnen, im kreativen Prozess erst mal frei „rumzuspinnen“), ist hier sehr unüblich. Es gibt aber auch praktisch wenig Anregung auf diesem Gebiet. Die Museen, wenn es sie überhaupt gibt, sind klassisch. Objekte und Beschreibung. Punkt. Und die wenigsten haben die finanziellen Mittel, ins Ausland zu reisen und Ausstellungen zu besuchen. Im Kontrast bietet das Internet so viele Anregungen und Eindrücke. Jedoch merke ich schnell, dass es schwierig ist, da in diesem Land Kreativität und deren praktische Umsetzung nie gefördert wurde. So werden fantastische Dinge geplant. Doch was ist wirklich realistisch in einem Haus, in dem der Strom regelmäßig ausfällt, in dem es keine Fensterscheiben gibt, es durchschnittlich über 30 °C ist und die Geckos und Fledermäuse auf die Plakate kacken?

Ich habe gelernt und festgestellt, dass abwaschbare etwas glänzende LKW-Plane ein ganz wunderbares Material ist, auch wenn der Weißton zur Wand nicht ganz meinem ästhetischen Anspruch genügt.

Aber zurück zur Ausstellungsplanung. Ich starte erstmal den Denkprozess: Brainstorming. Und gucke, was kommt. Meine Vorschläge werden allesamt für gut befunden. Kritische Gegenstimmen kommen wenig. Ich lerne erst mit der Zeit, wie Kritik geäußert wird. Und wann ich gut daran tue, sie zu befolgen, da sonst einfach das gemacht wird, was für richtig

befunden wird, ohne dass ich daran beteiligt werde. Das schmerzt zuweilen etwas, rückt aber auch mein Designer-Selbstbild wieder ins rechte Licht. Mein Job hier ist es anzuleiten, so dass die Kollegen selber Ausstellungen planen und durchführen können. Auch wenn das Ergebnis nicht immer zu hundert Prozent meinen Vorstellungen entspricht.

Etwas erschwert wird die Arbeit noch durch den Umstand, dass alle im Team mindestens drei Jobs haben und sie ihr Haupteinkommen nicht mit der Ausstellung verdienen. So kommen und gehen alle nach Belieben. Der harte Kern, drei Leute, die recht regelmäßig da sind, unterstützt mich, wo es geht, sind in allem hilfsbereit und wachsen mir sehr ans Herz.

Inhaltlich erschwert wird die Arbeit dadurch, dass die Ausstellungsinhalte zeitgleich erarbeitet werden. Die seitenlangen Interviews werden abgetippt und immer weiter gekürzt, bis sie auf jeweils eine Stele passen. Das Ganze noch zweisprachig, Khmer und Englisch. Die strenge Grafikerin – ich – nimmt hier die Sicht der Besucher ein: Nur wirklich kurze Texte! Mehr Bilder!

Welche Sätze sind wichtig? Was kann man wie sagen – oder herauskürzen, ohne das Ergebnis zu verfälschen? Keine einfache Aufgabe. Aber es ist so wichtig, die jetzt noch lebenden Zeitzeugen zu befragen.

Was die Arbeit am Museum so vielseitig, aber auch kompliziert macht: Es gibt so viele Ebenen und so viel zu tun. Nicht nur für mich, die ich „nur“ eine

Ausstellung betreue, sondern vor allem für Mr. Visoth:

- das Archiv betreuen
- Wissensvermittlung durch Wanderausstellungen an Schulen
- Ausstellung für die täglich hunderte Touristen interessant machen, also mindestens zweisprachig
- Sonderausstellungen aufbauen, um Einheimische ins Museum zu holen (das erklärte Ziel des Direktors)
- Kulturveranstaltungen und Zeremonien organisieren
- ein offenes Ohr für die Angestellten haben
- Gelder für Restaurierungsarbeiten aufreiben
- den Kontakt zum Ministerium halten
- repräsentative Aufgaben wahrnehmen
- zu Konferenzen fahren

Und da der Direktor das auch oft tut und dann keine Entscheidungen gefällt werden können, verzögert sich die Umsetzung der Ausstellung immer mal wieder um Wochen.

Visualisierung und Schnörkel

Ich habe von Anfang an alles an die Wand im Arbeitsraum gepinnt. Die Timeline. Die Teams. Mit Fotos und Jobbeschreibungen. Die Ideen der einzelnen Stationen. Die Aufgaben, die noch zu erledigen sind. Als Liste zum Abhaken. Alle Kambodschaner (mit Ausnahme einiger älterer Kollegen) sind sehr medienaffin, was Facebook und Co. angeht. Aber solche Dinge wie die

Organisation von Fotos und Texten für die Ausstellung über Dropbox funktioniert dann doch besser über Papierlisten und einen Menschen, der den Überblick behält. So abstrakte Dinge wie Pläne, z. B. Stadtpläne sind für viele komplett verwirrend. Und nicht lesbar. Tuk-Tuk-Fahrer können einen am besten zu einem Ort bringen, wenn man eine Sehenswürdigkeit in der Nähe nennt oder auf der Karte das Foto zeigen kann. Für mich als Bündische, die ich Karten liebe und diese mit Selbstverständlichkeit lese, eine unerwartete Erkenntnis.

Und dann diese Schrift! Khmer hat ein wunderschönes Schriftbild. Sehr kalligrafisch. Aber für uns Europäer extrem schwer zu verstehen. Es gibt keine Unterteilung zwischen den Wörtern. Das macht die Trennung im Schriftbild sehr schwer. Der Beginn von Sätzen wird mit Einrückern kenntlich gemacht. Und die bevorzugte Satzart ist Blocksatz. Grafiker können sich in etwa ausmalen, wie schwer es ist, einen harmonischen Blocksatz ohne Lücken hinzubekommen, wenn es pro Zeile z.B. nur eine Unterbrechung gibt. Meine Vorliebe für Flattersatz, da einfach zu lesen, teilen die Kambodschaner nicht.

Ich habe mich dann entschlossen unsere zweispaltigen Plakate in Khmer und Englisch ganz offensichtlich unterschiedlich zu halten. Links: Kambodschanisch, Blocksatz mit Einrückern. Rechts: Englisch, Flattersatz.

Es war überhaupt schwierig, die Bedürfnisse der guten Lesbarkeit beider Schriften und meinen Anspruch an eine gute Gestaltung unter einen Hut zu bringen.



Die Fabrics mit Besucher.

Die Strichstärke variiert stark. Gut lesbare und den Geschmack treffende Schriften sind wohl die schnörkeligen. Die mit unterschiedlichen Strichstärken. Ich bevorzuge fürs Englische die schlichte Helvetica und habe beschlossen diese Unterschiedlichkeit bewusst nebeneinander stehen zu lassen.

Viele Kambodschaner lieben Schnörkel. Ich mag es schlicht. Wie sehr kann ich mich zurücknehmen und meinen Geschmack? Wie sehr bin ich als Vermittlerin von Wissen hier? Wie sehr als Gestalterin mit einem eigenen Geschmack, die eine lange Ausbildung hinter sich hat? Viel gesehen. Viel gezweifelt. Viel überlegt und ausprobiert. So mache ich vieles aus gutem Grund. Nur bin ich hier gefordert, dies auch in Worte zu fassen. Ich habe das Bedürfnis, ganz vorne anzufangen. Zu diskutieren, warum etwas gut oder schlecht ist. All die Dinge, die jahrelang Teil meiner Ausbildung waren. Die ganz grundlegende Frage: Gibt es eine universelle Grund-Ästhetik?

Ich finde es gut, beides erlebt zu haben. Beides in den Raum zu stellen. Und am Ende wird das Museumsteam eh das machen, was sie für schön und richtig halten. Und das ist gut so. Denn am Ende sind die



Der Hochzeitstisch unter den Khmer Rouge.

NGOs und die Internationalen wieder weg. Mit stoischer Gelassenheit werden meine Kollegen diese aufgeregten Gestalter und Wissenschaftler ertragen, die Geld und Ideen ins Land bringen – und sich doch auch selbst verwirklichen wollen.

Es ist schön, wenn ich ein wenig die Freude am Gestalten im Raum wecken konnte. Die Lust am Experimentieren. Impulse geben konnte.

Und nun ist sie da, die Ausstellung

In meiner Zeit in Phnom Penh werde ich immer wieder mit diesen grundlegenden Fragen konfrontiert: Wie wird Leid angemessen gezeigt? Gibt es Unterschiede für Altersgruppen? Wie viele Foltergeräte zeigen wir? Zeigen wir Knochen und Schädel in der Ausstellung? Was ist noch angemessen? Ist das Empfinden hier kulturell unterschiedlich? Ist es ok, wenn ich



Der traditionelle
Hochzeitstisch.

den Besuchern die Möglichkeit gebe, im Rahmen einer Rauminstallation den Platz eines Opfers einzunehmen und einen Text auf dem Boden zu lesen

und die Anonymität in dem Moment der Zwangsverheiratungen zu errahnen? Oder ist es anmaßend und unangemessen, da wir als Besucher nie auch nur annähernd diese Gefühle nachvollziehen können? Aber wie erreiche ich Menschen? Diese Frage ist die Frage, die sich mir immer stellt.

Wir entscheiden uns, das Ungewöhnliche zu wagen und eine Rauminstallation einzurichten. Zunächst ohne Erklärung und unvorbereitet soll der Besucher vor einer Reihe von langen, nebeneinander gehängten grauen Stoffbahnen mit weißen aufgedruckten Zitaten stehen. Vorderseite und Rückseite im Wechsel Khmer und Englisch. In Schreibmaschinen-Typo. Es sind Zitate aus den Interviews der Frauen. Wie sie sich gefühlt haben oder was ihre Gedanken waren, als sie in der Reihe standen und auf ihre Vermählung warteten. Als sie anfangen zu ahnen, was ihnen widerfahren wird. Nun kann der Besucher sich durch die anonymen Stoffbahnen bewegen, bis er vorne einen Platz neben einer der Bahnen



Die Papier-Blumen.



Die Fabrics mit Zitaten.

Zeremonie verdeutlichen soll. Und wenn er den Blick zu Boden senkt, ein weiteres Zitat, das die Einsamkeit und Scham der Frauen verdeutlicht, die sich nicht trauen, den Blick zu heben. Als direkter Kontrast dazu in der anderen Raumecke der vollgefüllte traditionelle Hochzeitstisch in seiner goldenen und bunten Blumenfarbenpracht und mit den religiösen Objekten, die dazugehören.

An einer kleinen Tischgruppe in der Ecke kann der Besucher die Interviews, die ihn im nächsten Raum erwarten, schon mal in voller Länge in Khmer lesen.

Der Besucher verlässt den Raum und schon auf dem Gang zum zweiten Raum wachsen ihm die grünen Papierblätter und Blumen entgegen, auf denen Besucher an der letzten Station der kleinen Ausstellung ihre Anteilnahme in Bilder und Worte fassen können. Viele tun dies auf sehr kreative Weise. Kleine Bildergeschichten, Schriftzeichen, Zitate, Fingerabdrücke ... oder einfach nur Sätze der Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft.



Die interviewten Opfer der Zwangsehe.

Der Besucher betritt den Raum und wenn er den Plakaten umlaufend an den Wänden folgt, bekommt er die Hintergrund-Informationen zur Zwangsehe in Kambodscha und im Speziellen die Infos zur Entstehung der Ausstellung und der Arbeit anderer NGOs und der Regierung bzw. der Gerichtsbarkeit zu diesem Thema. In der Mitte des Raums – und auch im Mittelpunkt der Ausstellung, ihrer Bedeutung – stehen sieben Säulen, auf denen jeweils eine der porträtierten Personen vorgestellt wird. So bekommen die anonymen Reihen an betroffenen Personen ein Gesicht und eine stellvertretende Geschichte.

Worauf es wirklich ankommt

Soweit der Plan. Bis zur letzten Minute wird in Eigenregie geschraubt und geschoben, geputzt und montiert. Die Panels kommen abends vor der Eröffnung ziemlich verknittelt und mit Fußabdrücken aus der Druckerei bei uns an. Alle unterschiedlich lang. Auf unterschiedliches Material gedruckt. Und die Fotos sind auf 72 dpi runtergerechnet worden, damit sie schneller durch die Maschine



Die neue Ausstellung ist fertig.

laufen. Puuuuuh ... die Druckqualität leidet darunter. Und mein Perfektionismus auch. Schwierig für mich zu akzeptieren, wenn alles

Herzblut seit Wochen in diese Ausstellung geflossen ist. Aber auch eine heilsame Erfahrung. Fehler akzeptieren und Verhältnismäßigkeiten im Blick behalten.

Gut! Worauf kommt es also wirklich an? Es ist, wie es ist. Alles hängt rechtzeitig an den alten Wänden der Gedenkstätte mit all ihrer Geschichte – Wänden, an denen seit der Erbauung des Gebäudes nichts verändert wurde. Die mit den bedruckten Panels bestückten Metall-Boxen stehen im Raum ... die Fabrics mit den Zitaten hängen von der Decke, es ist die richtige Anzahl (wichtig, im buddhistischen Kontext haben die Zahlen große Bedeutung) ... und ... und: Es wirkt!!! Es funktioniert ... es sieht trotz aller kleinen Fehler richtig gut aus! Ich kann es nicht so richtig glauben.

Und das Wichtigste (zumindest fürs Museum, wie ich lernte): The Ministry of Culture and Fine Arts kommt zur Eröffnung! Und ist sehr angetan. Es war das erste Mal, dass sie zu einer Eröffnung ins Tuol Sleng gekommen ist: Dementsprechend groß die Aufregung im Vorfeld und bei der Eröffnungszeremonie selbst.



Gut besuchte Ausstellungseröffnung.

Für mich war der bewegendste Moment, dass sechs der sieben interviewten Menschen zur Eröffnung gekommen sind, viele aus weit entfernten Provinzen. Sie standen da, neben ihren Boxen, neben ihrem Foto und genossen sichtlich die vielen Reporter und Besucher und die ganze Aufmerksamkeit, die ihnen und ihrem schweren Schicksal zuteilwurde. Ich war verblüfft. Mit einem solchen Umgang hätte ich nicht gerechnet. Aber es scheint gut zu sein, endlich öffentlich zu sprechen und eine Stimme zu haben und zu sehen, dass die Ministerin selbst Anteil nimmt. Auf meine Frage an Yum, ob sie mit den Texten auf den Boxen (immerhin Zusammenschnitte aus ihren Interviews) einverstanden ist, wurde ich etwas ratlos angeguckt. Wie mir Mr. Lundy später erklärte, kann sie nicht lesen. Aber ihr Porträt blickt ruhig auf die Besucher.

Und auch die Aktion für die Besucher, ihre Anteilnahme auszudrücken, wird gut angenommen: Wir haben aus den Papieren mit den Transkripten der Interviews Origami-Blumen gefaltet und an die Gitterstäbe der Fenster gehängt. Die Besucher können



Die Ministerin im Gespräch mit einer der Frauen.

Blätter beschriften und an diesen Gitterstäben befestigen.

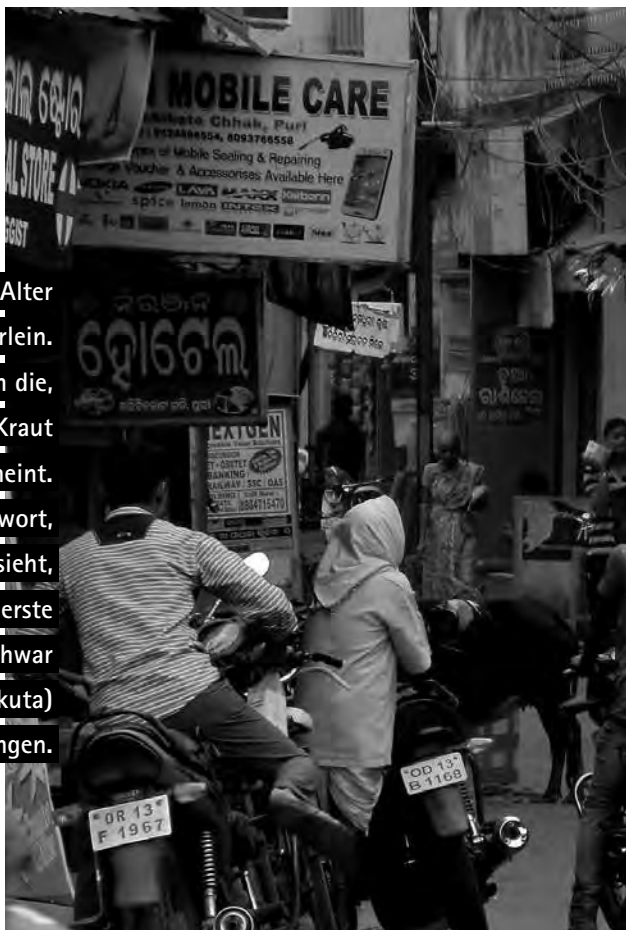
Das ist das Einzige, was wir als Besucher einer solchen Stätte geben können: Eure Geschichte ist nicht vergessen! Wir haben sie gesehen! Sie hat uns berührt. Lasst uns ein kleines Zeichen setzen und hoffen, dass das Erinnern verhindert, dass dieses wieder geschieht. Auch wenn es oft so aussichtslos erscheint angesichts all des Unglücks in der Welt.

Es ist so schön zu sehen, wie tagtäglich der Blätterwald mit der vielen Empathie mit Stimmen aus aller Welt wächst, sich die Blätter um die Gitterstäbe der ehemaligen Zelle ranken und sie so ein Stückweit zurückerobern. Das helle Sonnenlicht fällt durch die Blätter in die alten Zellen und der Wind lässt sie rascheln. Für mich ein Symbol der Hoffnung. Für den Frieden und für dieses Land, dass es seinen eigenen Weg finden wird, das Erlebte zu verarbeiten. 🌱

warum nicht mal nach Indien

von Pan

Mit zunehmendem Alter
summieren sich die Zipperlein.
Besonders unangenehm summieren sich die,
gegen die in unseren Breiten kein Kraut
gewachsen zu sein scheint.
„Ayurveda“ heißt das Zauberwort,
das Hilfe verspricht, und eh man sich versieht,
ist das Ticket schon gekauft und das erste
Namaste am Flughafen von Bhubaneshwar
(400 km südwestlich von Kalkuta)
ist schon fast wieder verklungen.



Zur Orientierung

„Namaste!“ ist das indische Wort für „Hallo“, das mit vor der Brust gegeneinander gelegten Handflächen und der Andeutung einer Verbeugung gesprochen wird. Man wünscht dem anderen „das, was Freude bringt“.



Rikschafahren ist Fortbewegung mit allen Sinnen.

Nach einer Stunde Südkurs erreicht mein Taxi die Stadt Puri am Bengalischen Golf.

Puri ist eine 200.000-Einwohnerstadt im Bundesstaat Odisha. In der Stadt steht der hinduistische Jagannath-Tempel. Nicht-Hindus ist er leider nicht zugänglich. Puri gehört durch diesen Tempel zu den heiligen Städten des Hinduismus und ist eine wichtige Pilgerstätte. Puri ist durch diesen Tempel ebenfalls ein beliebtes Ausflugsziel, aber auch der große, langgestreckte Sandstrand ist gut besucht, wenn auch stellenweise stark

zugemüllt. Im Sommer findet in Puri jedes Jahr das große religiöse Fest Rath Yatra statt und die Stadt quillt über vor lauter Pilgern. Ein weiteres Highlight im Leben der Inder ist es, in Puri zu heiraten. Acht bis zehn Hochzeiten gleichzeitig sind nichts Ungewöhnliches in der Nebensaison. Leicht zu zählen durch die abgebrannten Feuerwerke.

Keine 40 km entfernt von Puri befindet sich das in Stein gemeißelte Kamasutra. Der Sonnentempel von Konark.

Mein Reisebericht

Hundemüde von einem schlaflosen Nachtflug und einem Zwischenstopp in Neu Delhi habe ich die Fahrt mit dem Taxi in tiefer Bewusstlosigkeit verbracht und komme erst in Puri zu mir. Dass Indien aktuell über 1,3 Milliarden Einwohner hat, wird mir schlagartig bewusst. Ich finde mich von jetzt auf gleich in den Untiefen der indischen Kultur wieder.

Der Eindrücke sind so viele, und so versuche ich mir einen ersten Überblick zu verschaffen, indem ich mich in der Stadt etwas umsehe. Also wohin und wie dahin? Es gibt eine Fülle von Möglichkeiten. Fahrradrikschas, Motorrikschas, Taxis und Motorräder. Man kann für sich selber eine Fahrt verhandeln oder einen Sitzplatz in einem Sammeltaxi wählen. Rikschas sind sehr flexibel. Von einem bis zu sechs Sitz- und Stehplätzen ist vieles machbar. Sieht man eine Motorikscha mit sechs bis acht Fahrgästen, handelt es sich um einen Familienausflug oder einen Schulbus. Natürlich gibt es auch Lastrikschas.

In Indien spricht fast jeder etwas Englisch, hieß es, aber sehr schnell merke ich, dass indisches Englisch sich von meinem Schulenglisch deutlich oder besser undeutlich unterscheidet. Bald stehen sich ein verwirrter Deutscher und ein munter plappernder indischer Rikschafahrer gegenüber. Es soll noch einige Tage dauern, bis ich sprachlich besser klarkomme. Ich verhandle den Preis und steige ein, mit der Visitenkarte meiner Unterkunft werde ich schon wieder zurückfinden.

Nicht dass der Linksverkehr nicht schon verwirrend genug wäre, die Straße ist stetiger Wandlung unterworfen. Gerade gibt es noch je zwei Spuren nach hin und her. Plötzlich sind es drei nach hin und etwas später sogar vier. Dann kommt massiver Gegenverkehr und wie auf ein geheimes Zeichen verändert sich das Bild und meine Fahrtrichtung verfügt nur noch über eine Spur.

Rikschafahren ist Fortbewegung mit allen Sinnen. Die Dreidimensionalität der Fahrbahn bleibt zuverlässig im Körpergedächtnis haften, dazu Düfte aller denkbaren Art, aber auch der nicht mehr denkbaren Art. Den Staub kann man fast schmecken und die Farbenpracht um mich herum ist faszinierend. Der Krach rundum ist unglaublich und ebenfalls faszinierend. Mit einer schnell heruntergeladenen App komme ich auf Werte von 80–88 Dezibel in Spitzen auch > 90. Das ist mehr, als die deutsche Arbeitsschutzverordnung erlaubt.





Der Eindrücke sind so viele, und so versuche ich mir einen ersten Überblick zu verschaffen.

Der Inder, die Inderin scheint absolut geräuschunempfindlich zu sein. Ich bin es nicht. Um mich herum ist ein Höllenlärm, weil alle Fahrer unablässig hupen. Am liebsten würde ich mit einem Megafon nach Ruhe brüllen, aber das hätte wohl keinen Sinn.

Ich brauche Tage, um innerlich umzusetzen, dass hier aus ganz anderen Gründen gehupt wird als in Europa. Wir hupen, um unser Missfallen auszudrücken, falls sich ein anderer Verkehrsteilnehmer schusselig anstellt oder sich nicht an die Regeln hält und wenn es an der Ampel nicht vorangeht, obwohl doch Grün ist. Der Inder hupt, damit alle merken, dass er da ist und vor allem, wo er gerade ist. Es ist sozusagen ein Unfallverhütungshupen. Umso lauter die Hupe ist, umso größer die verhütende

Wirkung. Ich für meinen Teil höre nur, dass da einer unablässig hupend flott im Zick-Zack-Kurs durch das Gewühl huscht und spüre Aggression in mir hochkochen.

Ein indischer Verkehrsteilnehmer hört etwas ganz anderes, während er hochkonzentriert den Straßenverkehr beobachtet, wobei der Blick in die Rückspiegel eine möglicherweise gefährliche Ablenkung darstellt. Er hört ... da nähert sich einer schneller als die anderen von hinten er ist nur noch vier bis fünf Meter hinter mir ... er wird rechts passieren ... jetzt ist er schon mit dem Vorderrad rechts neben mir ... jetzt keinen Schlenker mehr nach rechts oder gar abbiegen ... ich sehe ihn jetzt, er ist fast vorbei und muss jetzt in die Lücke vor mir, also Gas wegnehmen und ihn reinlassen.

Wenn es sich staut, wird extrem eng, aber auch umsichtig manövriert. Manchmal passt wirklich nur noch eine Zeitung dazwischen.

Hupen kann auch ein Zeichen für eingeschränkte Navigationsfähigkeit sein. So erlebt bei einem Motorradfahrer, dessen Mitfahrer eine vier Meter lange Leiter mitführte, oder bei einem anderen, der sechs Meter lange Bambusstangen mit ihren Spitzen hinten über den Asphalt schleifen ließ, oder bei einem Kokosnusshändler, der locker mit 40–50 Kokosnüssen rund ums Motorrad unterwegs war.

Am besten erlebt und hoffentlich überlebt man das Verkehrssystem von Puri während einer Nachtfahrt hinten auf dem Motorrad durch die engen Gassen der Altstadt. Wer das ohne Kreislaufprobleme durchsteht, ist durch nichts mehr zu schocken. Dass Schutzhelme wegen des hohen Preises eine absolute Ausnahme darstellen, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. In Großstädten wie Delhi ist man da schon weiter.

Der ganze Prozess löst bei den Indern sehr selten sichtbare Aggression aus, vermutlich weil keiner auf sein vermeintliches Recht besteht. Letztlich scheint der optimale Verkehrsfluss das höchste Ziel aller zu sein. Also gelebter, sozialer Straßenverkehr?

Ich habe in drei Wochen jedenfalls keinen Unfall gesehen, auch wenn ich anfangs jede Sekunde mit einem Aufprall in meine Rikscha gerechnet habe. Ich bin sicher, dass ich da noch einiges lernen kann.



... dazu Düfte aller denkbaren Art ...

Ayurveda – Wissen vom Leben

Jetzt aber erst mal zur Vorbesprechung in die Ayurveda Klinik. Der Begriff Ayurveda stammt aus dem Sanskrit und lässt sich mit „Wissen vom Leben“ übersetzen. Es handelt sich um eine traditionelle indische Heilkunst, die bis heute viele Anwender auch in Nepal und Sri Lanka hat.

Ayurveda schaut auf eine 5.000-jährige Geschichte zurück und wird in Indien als Heilmethode wissenschaftlich gelehrt und von der Bevölkerung angenommen. In der westlichen Welt dagegen wird Ayurveda zumeist im Wellness-Bereich eingesetzt. Ayurveda widerspricht diversen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen. Wertet man nach dem Grundprinzip der evidenzbasierten Medizin, kann seine Wirkung bislang nicht belegt werden. Werte ich selber, muss ich sagen, dass ich durch all die Anwendungen fit wie ein Turnschuh nachhause gekommen bin und nun vor lauter Energie nur so strotze. Die Zipperlein sind noch drei Monate in Nachbehandlung. Ende März kann ich Genaues sagen. 🙏

Von Bundesheim zu Bundesheim

von dadarish



Mitte der 1980er Jahre war die grundlegende Sanierung und Umgestaltung der Alten Schmiede abgeschlossen. Der kleine alte Nebenbau war einem völligen Neubau gewichen (Mitte hinten).

Den nachfolgenden Beitrag habe ich in seiner „Urform“ auf Anfrage von Plauder (ZV) – weitergereicht von keks – für den Kochshof-Patenbrief des Zugvogel geschrieben.

Es waren verschiedene Bünde gebeten, einige Auskünfte über ihre Bundesheime zu notieren.

Inzwischen finde ich aber, auch in der ZEITUNG sollte dieser Text zu lesen sein.

Nicht alle Freundinnen und Freunde in der Freischar sind mit dem Thema Bundesheim und seiner Geschichte so gut vertraut wie die, die unmittelbar im Geschehen standen und stehen.

Der Text ist für die ZEITUNG stellenweise überarbeitet worden.

Am 25. April 2015 konnten wir in großer Runde und unter Beteiligung etlicher Gäste den Erwerb unseres neuen Bundesheims feierlich begehen. „Neues Bundesheim“ verweist auf ein altes Bundesheim. Dieses gab es in der Tat über mehr als drei Jahrzehnte und seine Existenz war auch eine wesentliche Vorbedingung für das neue Projekt. Dazu ein paar Zeilen ohne viele Details.

Vor 51 Jahren, im Dezember 1965 begannen die Freischar-Gruppen aus Wolfsburg und Gifhorn (ganz im Osten Niedersachsens, südlich der Lüneburger Heide) ein Projekt, das sich zum ersten Bundesheim „Alte Schmiede“ der (Nachkriegs-)Freischar entwickelte. Eine Ansammlung von drei nicht sehr großen Bauten, unbewohnt, fast schon Ruinen ehemals „dienender“ Gebäude für den Torfabbau im Großen Moor nördlich von Gifhorn. Mit sehr wenig Geld (sehr viel weniger als die sprichwörtlichen Peanuts), ohne Elektrizität, öffentliche

Wasserver- und Abwasserentsorgung, bei oft sehr schlechter Zuwegung, wenn es geregnet hatte, und unter oft eher „gulag-artigen“ Arbeitsbedingungen entstand in kleinen Schritten über die Jahrzehnte hinweg ein bündisches Idyll. Selbst „NormalbürgerInnen“ konnten das so empfinden, wenn die Sonne schien.

Der erste Arbeitseinsatz war am 4. und 5. Dezember 1965 – der letzte am 10. und 11. Juli 1998, als wir mit einem Trecker und zwei Anhängern alles aus dem Moor holten, was wir weiter verwenden wollten. Vieles davon findet inzwischen in unserem neuen Bundesheim gute Verwendung, besonders die von Franz (Klaus Mewes) getischlerten Holzpodeste als Sitz- und Schlaf-Möbel.



Zuvor war aber auch viel Schwerarbeit zu leisten. Osterbaulager 1981. Die Mauern müssen gegen das hohe Grundwasser geschützt werden.

Was die Jahre zwischen den beiden schlichten Zeitmarken eigentlich bedeuteten und für viele von uns weiterhin bedeuten, hat hagzissa gleich nach dem Ende der Alten Schmiede in die folgenden Worte gefasst:

„Dazwischen liegen knapp 33 Jahre, in denen fast jede und jeder aus dem Bund die Alte Schmiede kennen gelernt hat. Was soll ich also schreiben, was ihr nicht schon wisst? Ich nehme an, wir haben gemeinsame Erinnerungen:

*wie das Moor im Sommer riecht,
wie still es sein konnte.
wie nass und bodenlos schlammig,
wenn es wieder einmal regnete.
wie unheimlich es nachts war.
wie das Haus voll war mit Menschen
– ich höre das ständige Klappen der
Küchentür.
wie wir gebaut haben, gearbeitet.
wie wir uns gekringelt haben vor Lachen.
wie der Hammel endlich durch war,
zart und saftig.
wie wir gesungen haben.
wie wir im Moor zu Hause waren.*

Das Zuhause, das sind aber nicht nur vier Wände und ein Dach. Das sind auch die Menschen, zwischen denen ich in der Alten Schmiede zu Hause gewesen bin. So ist ein Stück Heimat verloren, aber nicht die ganze.“

Zum Gedenken an Hans Günter Boetcher (Gullivers)

* 4. November 1933, Wesermünde (Bremerhaven)

† 26. November 2016, Debstedt



Gullivers 2015 beim traditionellen
„Fischessen“ des Ernst-Buske-Ringes.

„... das Leben der Fahrten, das bunt ist wie Helgoland's Stein.“

Wer ihm den Namen Gullivers gab, lässt sich nicht mehr sagen. Sicher ist, er las als Junge immer gern in „Gullivers Reisen“ von Jonathan Swift und berichtete begeistert davon. Nun ging er auf seine letzte große Fahrt.

Sein Geburtsort und Lebensmittelpunkt war Wesermünde, unsere gemeinsame Heimatstadt, die 1947 in Bremerhaven umbenannt wurde. Schon früh wurde Gullivers schwer vom Schicksal getroffen. Nicht allein die Bombenangriffe während des Zweiten Weltkrieges mit ihren großen materiellen Zerstörungen und zermürbenden Wirkungen auf die Menschen betrafen ihn wie viele andere, er verlor auch seine Eltern und die Schwester auf dramatische Weise. Sein Vater war als Marinesoldat auf dem ehemaligen Kreuzfahrtschiff Wilhelm Gustloff eingesetzt, das als Wohnschiff der Kriegsmarine in Gotenhafen (Gdgingen bzw. Gdynia) an der Danziger Bucht stationiert war. Dort besuchten ihn Gullivers Mutter und Schwester gegen Ende des Krieges. Sie kamen gemeinsam ums Leben, als das mit tausenden Flüchtlingen beladene Schiff am 30. Januar 1945 von einem sowjetischen U-Boot torpediert wurde und vor der pommerschen Küste in der eiskalten Ostsee versank. Von allen Menschen an Bord konnten 1.239 gerettet werden. Mehr als 9.000 fanden den Tod. Gullivers verlor seine Familie.

Seine Großmutter wurde in Wesermünde zu seinem Familienersatz. Gullivers suchte aber auch schon früh die Gemeinschaft von Gleichaltrigen, die ihm nach dem frühen Tod seiner Großmutter besonders wichtig wurde. Ab 1948 war er Mitglied in der „Neubündischen Schar“ (NBS) in Bremerhaven. Da ihm keine Berufsausbildung vergönnt war, fing er schon in jungen Jahren als Löscher (Arbeiter) beim Hafenbetrieb an, wo er dann Jahrzehnte später als Rentner ausschied. Eine Zeit lang fuhr er auch zur See und war mehrere Jahre als Zivilarbeiter im Hospital der US-Streitkräfte in unserer Heimatstadt angestellt.

Ich lernte Gullivers 1950 kennen und er keilte mich später als Mitglied für die NBS. Schnell wurde er mir ein hoch geschätzter treuer und uneigennütziger Freund, mit dem ich und viele andere 1956 zum Ernst-Buske-Ring der Bremerhavener Freischar übertraten. Dort wurde Gullivers u. a. als Hortenführer aktiv.

Gullivers war schon in der NBS ein äußerst penibler Kassenführer gewesen und wurde es dann auch im Ernst-Buske-Ring. Dadurch verfügte er über genaue Namens- und Adressenlisten der aktuellen und ehemaligen Mitglieder und arbeitete bis in seine letzten Jahre daran mit, den Zusammenhalt der Gemeinschaft zu bewahren und immer wieder neu herzustellen. Es ist daher auch sein großes Verdienst, dass wir über Jahrzehnte

Foto: Gregor (Hans Neumann)

ZEITUNG 3/2016

NACHRICHTEN



Foto: Privatbesitz Gregor

Im Angedenken an „Lerche“ (Walter Lechner)

* 29. September 1940, Fürth

† 13. Oktober 2016, Altdorf-Eismannsberg

Gullivers 1956 auf Fahrt, bereits als Mitglied des Ernst-Buske-Ringes.

hinweg und bis heute unsere regelmäßigen Treffen in Bremerhaven durchführen konnten und können.

Gullivers war auch an der Neugründung von Horten im Ernst-Buske-Ring ab den späten 1980er Jahren beteiligt. Seine beiden Töchter Wiebke und Frauke waren dort aktiv. Innerhalb der Freischar hielt er besonders engen Kontakt zu Wachis, mit dem er über viele Jahrzehnte bis zu dessen Tod im Jahr 2013 befreundet war, und damit zu den Ingelheimern. So lange es ihm gesundheitlich möglich war, nahm Gullivers regelmäßig an den Bundeslagern teil.

Er beteiligte sich auch von Anfang an bei den Arbeiten an der in nächster Zeit abzuschließenden, sehr umfangreichen Bremerhavener Freischar-Chronik. Gullivers war immer ein wichtiges Glied in unserer Kette. Er brauchte uns in seiner schweren Zeit und wir brauchten ihn als treuen Kameraden in unseren Reihen.

Sein Tod trifft uns und mich besonders hart. Über 60 Jahre Gemeinsamkeiten, zudem ein guter Freund meiner Familie und Taufpate meiner Tochter. Wir alle wollen ihn und seine Frau Helga, die kurz vor ihm starb, in bester Erinnerung behalten.

– Gregor – Hans Neumann

Bei unserer Geburtstagsfeier im Juni dieses Jahres in und um das Hombeer-Haus im Steigerwald (*s. ZEITUNG 2/2016*) war Lerche zusammen mit seiner Frau Ursel unter den gratulierenden Gästen und hatte dort seine Kohte aufgebaut, wie in alten Tagen. Nun ist er nur wenige Monate später völlig unerwartet verstorben.

Lerche war in unseren jungen Jahren für mich Fahrtenbruder und wichtiger Mitstreiter. 1955 bei Gründung und Gestaltung unseres BDP-Stammes „Die schwarzen Ritter“ in Fürth und 1959 bei der Gründung unserer Freischar-Horte „Tyrker“.

Als ich im Dezember 1954 in die Pfadfinderschaft „Schwarze Schar“ eintrat, war Lerche schon dabei. Wir haben über sechs Jahre gemeinsam viele prägende Erlebnisse für uns und unsere Pimpfe ermöglicht und nach jungenschaftlichen Prinzipien gestaltet.

Da war die Erbauung unseres zunächst mit Stroh bedeckten Heimes, am Stadtrand von Fürth, im Juli und August 1956 die gemeinsame Trampfahrt durch die Rheinlande und die Heide, dann zur Ost- und Nordsee.

Lerche vertrat mich, wenn erforderlich, als Kursleiter bei unseren Schnitzkursen im Fürther Jugendhaus. Gemeinsam nahmen wir an Gruppenleiterlehrgängen des Kreisjugendringes teil. Wir gestalteten 1956 ein Winterlager. Die Fürther Pfadfinderwoche 1957 wurde mit großartigen Grafiken von Lerche optisch erheblich bereichert. 1958 gingen wir mit unserer Gruppe zu



Foto: (li.) Mino (Frank Bauer),
(re.) Privatbesitz Hans Bauer

„tusks“ Grab in Stuttgart, aber auch in den Jazz Keller. Als DF-Horte „Tyrker“ fuhren wir im Winter 1959 ins geteilte Berlin, wo wir u.a. im Teehaus des BDP einen sehr guten jungenschaftlich-bündischen Eindruck in großer Abendrunde hinterließen. In den politischen Kabaretts in Ost und West und den Museen dieser Stadt be rauschten wir uns fast. Nach überwinden des gewaltigen Phenolgeruchs in den Ost-U-Bahnhöfen kauften wir vom zwangsumgewechselten Geld Bert-Brecht-Bücher. Den Jahreswechsel zu 1960 begingen wir in unserer Kohte-in-Jurte-Konstruktion im tief verschneiten Frankenwald, dokumentiert in beachtlichen Wachbuch-Einträgen.

Lerche hat unser Gruppenleben und unser persönliches Dasein bereichert. Er hat als sensibler Gestalter mit seiner grafischen Begabung stilprägend in unseren Gruppen gewirkt und damit unserem Tun als bündische Fahrtengruppe ein eigenständiges Gesicht gegeben.

Lerche war Gestalter von Wimpeln, Fahrtberichten und öffentlichen Ausstellungen über unser Fahrtenleben. Aufgrund dieser Begabung wurde er Graveur und später Prototypenentwickler für die Spielzeugindustrie.

Wir waren von Ende Juli bis Anfang August 1960 am großen Bundeslager der DF im Südtiroler Sarntal beteiligt. Dieses Erlebnis hat Lerche motiviert viele Jahrzehnte lang fast regelmäßig dorthin zu fahren.

links: Lerche und seine Frau Ursel gratulieren Hans zum 80. Geburtstag.

rechts: Auf Griechenlandfahrt 1960 in Athen. Im Hintergrund die Akropolis. Vor unserem Opel P4 Lerche (*rechts*), in der Mitte Thun und ich vor der Kühlerhaube. Die Dekoration auf der Karosserie stammt von Lerche.

Aber schon vor dem Bundeslager waren nach langer Vorbereitung im März und April 1960 drei „Tyrker“ auf Großfahrt in Griechenland. Neben Lerche war Thun (Horst Feser) dabei, der 17-jährige Automechaniker-Lehrling (als wichtigster Mann für die fahrtbegleitenden Autoreparaturen) und ich, der einzige Teilnehmer mit Führerschein, nach gerade bestandener Schreiner-Meister und Techniker-Prüfung, dazu jüngst eingeschrieben an der Höheren Schule für Sozialarbeit in Nürnberg.

Vor Ostern 1960 kauften wir von einem Bundesbruder für 200 DM einen sehr reparaturbedürftigen, ungeTÜVten Opel P4 Baujahr 1936, für eine 6.000-km-Griechenlandfahrt. Kurz nach der Abfahrt schmolzen bereits die uns unbekannten Klebestellen des Kühlers. Wir durften in einer Oberpfälzer Werkstatt reparieren und beim Sohn des Hauses im Zimmer schlafen. Dann ging es über den tief verschneiten Präbichl-Pass. Nach diversen Autoreparaturen, dem Hoppeln über sehr, sehr schlechte Straßen im südlichen Jugoslawien und den Besuchen

auf schlammigen, urigen Vieh- und Dorfmärkten Serbiens hatten wir schließlich das Drei-Tages-Jugoslawien-Durchreisevisum überzogen und saßen fest.

Später hat Lerche die Ankunftsfreude in Helas durch Dekorbemalung auf unserem P4 zum Ausdruck gebracht.

Wir hatten uns in Kalamaki bei Athen mit Dimitri, einem typischen Griechen angefreundet und konnten unser inzwischen wieder defektes Fahrzeug vor seinem Garten stehen lassen, um es nach Rückkehr vom Peleponnes mit Kolben, Getriebe und Lichtmaschine vom Athener Auschlächter wieder aufzurüsten.

Per Schiff, Tramp und zu Fuß vorbei an reifen Orangen und über verschneite Berge, dem Stymphalia-See, Korinth und allen in entsprechenden Historienbüchern vermerkten Stätten lagerten wir schließlich in Mykene, im Schatzhaus der Klytemnästra, kochten dort nachts unsere Mahlzeit und nächtigten ganz unköniglich in unseren dünnen US-Deckenschlafsäcken. Zu Fuß durchstreiften wir den Peloponnes und besuchten Sparta. Überall in Griechenland, wie überhaupt auf dem gesamten Balkan, fanden wir sehr gute, freundliche und hilfreiche Aufnahme durch die Menschen, denen wir begegneten. Der Zweite Weltkrieg und die deutsche Besetzung auch dieses Teils Europas waren erst 15 Jahre zuvor beendet worden.

Über diese Unternehmung verfassten wir einen umfangreichen „Fahrtbericht 60 – ΞΛΛΣ“, grafisch gestaltet von Lerche und im Wachsmatritzen-Umdruckverfahren vervielfältigt. Darin enthalten auch die Eckdaten unserer Fahrt: 6 Wochen, 6.000 km, 600,- DM pro Person und 6 größere Reparaturen unserer schwarzen Limousine, die Lerche später noch mit Freischarlern zu Fahrten wie z. B. nach Paris einsetzen konnte.

Als Freischar-Horte „Tyrker“ berichteten wir vor geladenen Gästen im vollen Feiersaal des Fürther Jugendhauses mit Lichtbildern und unseren Tonbandaufzeichnungen. Lerche hatte dazu mit der volkskundlichen Fahrtenausbeute vom Balkan eine Ausstellung dekoriert. Wir erreichten mit dieser Veranstaltung die Eltern der Freischarler im Ring Nürnberg-Fürth, hatten durch die Presse eine große Resonanz und schafften damit den Wiedereintritt in den Kreisjugendring.

Mit Bundesbruder Jörg (von Rochow), mit dem er in der Horte köstliches Theater spielte, verband Lerche eine lebenslange Freundschaft. Während Jörgs juristischer Referendariatszeit gründeten und betrieben sie eine Schankwirtschaft, auch für Kunstschaffende und kauften vom Erlös das alte fränkische Bauernhaus in Eismannsberg. Lerche restaurierte nochmals 2015 fachmännisch den Fachwerkgiebel. Im März kochte er für uns in seinem Bauernhaus köstliche Filetspitzen.

Die jährliche Wanderung zum 35 km entfernten fränkischen Kultberg, dem Walberla bzw. der Ehrenbürg mit drei Gipfeln, Keltenstadt und Walburgiskapelle war ihm um den 1. Mai immer sehr wichtig.

Die von ihm jedes Jahr mehrfarbig gestalteten Weihnachtskarten waren für uns immer eine angenehme Bereicherung der Adventszeit.

Bei diversen Freundestreffen und Aktionen in der Unteren Käsküche zu Bernbeuren waren Lerche und Ursel auch dabei.

Die Unternehmungen mit Lerche, sein künstlerisches Talent, seine Freundschaft behalten wir dankbar in beständiger Erinnerung,

– Hans –

Für Modder (Wolfgang Günther)

Herzliche Glückwünsche zum 99. Geburtstag

Am 7. Januar (2017) feierte Modder seinen 99. Geburtstag im Kreis seiner großen Familie. Wegen der herrschenden ungünstigen Winter-Wetter-Lage wagte allerdings niemand aus der Freischar den Weg durch das hessische Bergland in das beschauliche Städtchen Schlitz am Vogelsberg. Dieser Besuch wird aber ganz bestimmt nachgeholt.

Modder ist das älteste Mitglied unseres Bundes. Er trat bereits im Jahr 1931 mit 13 Jahren in seiner Heimatstadt Berlin der „alten“ Deutschen Freischar bei, und zwar im Stamm Grauer Ring, der zum damaligen Gau Mark II gehörte.

Über seine Zeit in der „alten“ Freischar und in einer illegalen Gruppe nach dem Verbot seines Bundes im Juni 1933 (wie auch der anderen freien Jugendverbände) durch die NS-Machthaber hat Modder sehr interessant und informativ in mehreren ZEITUNGS-Beiträgen berichtet.

Nach seinem Abitur im Jahr 1937 wurde Modder zum Wehrdienst einberufen, aus dem er in den Zweiten Weltkrieg entlassen wurde, der ihn über mehrere Schlachtfelder führte und für ihn in französischer Kriegsgefangenschaft endete. Als Vertragsarbeiter blieb er einige Jahre in Frankreich und konnte seine Familie dorthin nachholen. Nach einem späten Pädagogikstudium war Modder dann Lehrer an einer Volksschule im Vogelsberg, schließlich an einer Gesamtschule in Schlitz.

In diesen Jahren engagierte er sich im Freideutschen Kreis, in der hessischen „Landsgemeinde“ in Kassel und fand dort auch wieder Anschluss an „alte“ FreischarlerInnen. Der Freideutsche Kreis löste sich dann mit einem Abschlusskonvent im Jahr 2000 auf. Als unser Bund zu Pfingsten 2005 bei Grebenhain im Vogelsberg sein Bundeslager durchführte, nutzte Wolfgang die Gelegenheit, einmal nachzuschauen, von welcher Beschaffenheit wohl die „neue“ Freischar sei.



Foto: privat

Von da an war er bis vor wenigen Jahren beständig unter uns, bei den Bundeslagern, bei den Treffen der Morgenland-FahrerInnen, bei den Familientreffen der Moormannschaft. Er fand in unserem „jungen“ Bund eine neue bündische Heimat und gute Freundinnen und Freunde, hat sich aber auch selbst für uns als guter Freund und Kamerad erwiesen.

In diesen Jahren, noch deutlich über seinen 90. Geburtstag hinaus, war Modder mit Pkw und Wohnanhänger auf Fahrt, zu unseren Treffen oder auf dem Weg in das von ihm geliebte Frankreich. Später machte sich dann doch das höhere Alter bemerkbar. Aber noch immer ist ihm die Freischar ein Fixpunkt in seinem Leben und er nimmt gerne, wenn auch vermittelt durch die ZEITUNG oder durch mündliche Berichte, leidenschaftlich teil am Leben unseres Bundes.

Wir wünschen Modder und uns noch weitere Jahre in unserer Gemeinschaft.

– dadarish –



Ostern war sehr früh im Jahr und kalt. Schorsch (*oben*) erschafft stark vermurmt ein neues Fenster im Nebenbau. Eine Treppe tiefer gab es den einzigen heizbaren Raum (*rechts*).



September Mattel richtet im Obergeschoss den Kabelsalat. Eine Etage tiefer arbeitet Lem (ZV) unterstützt von mullo am neuen Kamin. Im Untergeschoss kümmert sich Knabber (ZV) um die Rohrleitungen.



Das Jahr auf der
Mühle
 eine sehr kleine Bildauswahl
 Fotos von Gesche, effiks, dadarish



Himmelfahrt nutzten Moormannschaft und weitere Freude ihre freien Tage. Mal zum Entspannen in der Mai-Sonne (*links: stoj, hagzissa, Frank, trixi, Schorsch, aki und Nil*) oder zum Einrichten des Untergeschosses (*unten: aki und Marco*).



Ende Mai Holzaktion. Das Polterholz wird am Ort gesägt (*oben: Nelli, Maike, Mattel, Schorsch, bigmac*) und hydraulisch gespalten (*unten: Schorsch*). Das schwere Gerät unseres freundlichen Nachbarn war sehr hilfreich.



Anfang August Im Außenbereich wurde viel gearbeitet und zwischendurch auch mal gevespert (*unten*), derweil Glöckchen schon mal das Brennholz richtet (*oben*).



Später im August erforscht Siemon (*oben*) das Bachbett bei Niedrigwasser und entdeckt etwas sehr großes (Groppe, Grundel, Edelkrebs?), derweil bereiten Papino und Hexe (*unten*) die Fußboden-Hölzer für den Gruppenraum vor (dort arbeiten die anderen von Tir na nÓg).



Herbst-Kapitel und Bundesversammlung 2016

Das Herbst-Kapitel fand – wie seit vielen Jahren – im Rahmen des Pfälzer Herbstlagers statt. In diesem Jahr stand leider nur ein normales Wochenende zur Verfügung (28./30. Oktober), was zur Folge hatte, dass mit um 40 TeilnehmerInnen nur ca. die Hälfte der sonst üblichen Beteiligung zu verzeichnen war. Dennoch entwickelte sich ein lebendiges Geschehen auf einem sehr schönen, herbstlich bunt umlaubten Lagerplatz. Ivy

und Meike hatten den Zeltplatz Salzlakwiesen im Soonwald bei Dörrebach (Nähe Bad Kreuznach) ausgesucht und die notwendigen Vorbereitungen getroffen. Im Ergebnis waren u. a. alle TeilnehmerInnen am Samstagabend zu einem opulenten Kürbis-Curry eingeladen.

Das Bundeskapitel trat am Samstag, den 29. Oktober zusammen und tagte ohne Pausen über annähernd drei Stunden. Es hatte eine beachtliche Agenda abzuarbeiten. Wesentliche Gegenstände waren die Vorbereitungen des Bundeslagers 2017, das Überbündisches Treffen (ÜT) 2017 auf dem Allenspacher Hof und natürlich in besonderer Weise Diskussionen und Planungen um unser neues Bundesheim. Alles dies diente in erster Linie dazu, den erreichten Sachstand zu sichern und die Bundesversammlung am 1. Advent inhaltlich vorzubereiten. Das detaillierte Protokoll dieses Kapitels ist inzwischen an alle Bundesmitglieder versandt worden, daher können Einzelheiten an dieser Stelle entfallen.

Das Kapitel diskutierte aber auch noch einmal kurz die Sinnhaftigkeit des Beschlusses, in Zukunft seine jährlichen Zusammenkünfte (Frühjahr, Herbst) stets im neuen Bundesheim



„... auf einem sehr schönen, herbstlich bunt umlaubten Lagerplatz.“

abzuhalten. Zur Ersparung eines zusätzlichen Termins wurde letztendlich beschlossen, das Herbst-Kapitel weiterhin im Rahmen des Herbstlagers durchzuführen.

Die Bundesversammlung trat in jahrzehntelanger Tradition am Wochenende des 1. Advent zusammen (25./27. November). Ort des Geschehens war das Evangelische Jugend- und Schullandheim Neuemühle im Eifgental bei Wermelskirchen im Bergischen Land. Die eigentliche Tagesordnung wurde innerhalb eines Zeitrahmens von sechseinhalb Stunden abgearbeitet. Davor und danach gab es Gelegenheit zu vielfältigen Gesprächen, zum Singen und dank Hexes wie immer tatkräftigem Handeln auch zum opulenten Tafeln.

Die Bundesversammlung arbeitete teils im Plenum, teils in Arbeitsgruppen. Viele Details zum Komplex „Planung und Weiterbau des neuen Bundesheimes“ konnten in diesem Rahmen behandelt werden. Einzelheiten hierzu und den anderen TOP der Tagesordnung sind dem ebenfalls bereits versandten Protokoll der Bundesversammlung zu entnehmen. Daher folgt hier nur eine knappe Übersicht.



Die einen schnippeln fürs Kürbisse-Curry, die anderen sind künstlerisch tätig.



Vor und nach den Arbeitsgruppen tagte die Bundesversammlung im Plenum.

Im Rahmen der Berichte wurde von Asterix (Jan Everding) vorgetragen, dass Bifi (Julian Wolff) aus der Jungenschaftsführung ausgeschieden ist und diese Funktion z.Zt. vollständig von ihm (Asterix) wahrgenommen wird. Weiter berichtete Asterix von reger Tätigkeit der Jungenschaft: Brennholz-Aktion usw. für das Bundesheim, HortenführerInnen-Schulung zu Anfang Oktober, Bemühungen um neue Horten (Raum Frankfurt a. M., Stuttgart u. Mannheim), Herbstfahrt der jungen Horten aus Ingelheim und Köln.

dadarish berichtete aus der Mannschaft und verwies auf die Fertigstellung der umfangreichen Bremerhavener Freischar-Chronik im kommenden Frühjahr. Weitere Mannschafts-Aktivitäten sind in der ZEITUNG fortlaufend sichtbar geworden.

Schorsch (Helmut Kirchgeorg) berichtete ergänzend vom Pfalztippel des „Frankfurter Kreises“ im November zum Eyberg (dort früher das Land-Heim der Pirmasenser), mit Übernachtung unter dem „Hohlen Felsen“ und Buschi (Gerd Buschlinger) kündigte eine erneute China-Reise von Mitgliedern des Frankfurter Kreises im August 2017 an.

Hata (Hartmut Schmidt) trug in Vertretung für luna (Katharina Brüdgam, Leiterin des Bundesamtes) den Kassen-Bericht vor. Es wurde deutlich, dass sich die Finanzen des Bundes weiterhin in einer erfreulich stabilen Situation befinden. Der von Hata anschließend vorgetragene Bericht zur Kassenprüfung wurde ohne Diskussion angenommen und die Bundesführung (als Vereinsvorstand) einstimmig entlastet. Durch das Ausscheiden von Udo (Bertram) war eine Nachwahl zum Bundesehrengericht notwendig geworden. Nach Diskussion und Wahlgang setzt es sich aktuell wie folgt zusammen: Schorsch (nachgewählt), Kalle (Anja Rothkegel), Romin (Kohlhase). Als Ersatzmitglieder wurden in festgelegter Reihenfolge bestimmt: 1. Hata, 2. Piggy (Lisa Everding), 3. Tiffi (Stefan Steger). Den größten Raum der Bundesversammlung nahmen die Berichte und Beratungen zum Bundesheim ein. Auch hier sind die Details dem bereits zugesandten Protokoll zu entnehmen. Nachfolgend eine knappe Zusammenfassung.



Zur Eröffnungsrunde der Bundesversammlung lag ihr alles Herbstlaub zu Füßen.

Fotos: dadarish

schrubbi gab als Bundesführer einen Überblick über die inzwischen vorliegenden Angebote zweier Dachdecker-Firmen und eines Zimmerei-Betriebes. Diese wurden nachfolgend von der speziellen Arbeitsgruppe geprüft. Allerdings sind hier auch noch einmal Rücksprachen notwendig. Die Versammlung beschloss aber, nach der Dachstuhlсанierung eine Eindeckung mit Naturschiefer ausführen zu lassen. Damit wird ein ortsübliches und sehr haltbares Dach hergestellt und für die anfallenden Kosten können evt. Fördermittel aus dem regionalen Dorferneuerungs-Programm beantragt werden. Dazu sind aber auch noch einmal die weiteren Bedingungen gründlich zu prüfen.

Noch ohne abschließendes Ergebnis ist die Beauftragung eines Statikers, der die Standfestigkeit der Gebäude zu prüfen hat und Feststellungen über die notwendige Wärmedämmung treffen muss. Eine Lösung zeichnet sich aber ab.

Weiterhin ist noch nicht entschieden, welche Lösung zur Einrichtung des vom Bauamt geforderten Löschwasser-Reservoirs von uns realisiert werden kann. Aber auch hier ist ein Ende der Diskussion in Aussicht. In diesem Zusammenhang soll dann nach aller Voraussicht noch im Dezember die Baugenehmigung (mit entsprechenden Auflagen zum Brandschutz etc.) erteilt werden.

In den Arbeitsgruppen und anschließend im Plenum wurden Details zum Ausbau der Räumlichkeiten des Bundesheimes, aber auch zur Finanzierung des gesamten Vorhabens behandelt und

beschlossen. In dieser Hinsicht wurden viele Ideen geprüft und konkrete Maßnahmen zum „Fundraising“ (Spenden-Gewinnung) festgelegt und die notwendige Arbeit konkret zugeordnet. Ein weiterer wichtiger Diskussionspunkt war die Verbesserung der Kommunikation, um u. a. die Arbeit auf der Mühle fortlaufend zu koordinieren. Dies soll weitgehend über die Freischar-Homepage organisiert werden.

Nach diesem großen Komplex stand das BuLa 2017 im Fokus der Versammlung. Wie bereits früher festgelegt, soll es zu Pfingsten wieder einmal auf den Pfingstbach-Wiesen oberhalb von Oestrich-Winkel (Rheingau) am östlichen Rheinufer etwa gegenüber von Ingelheim stattfinden. Die Versammlung entschied sich mit ganz knapper Mehrheit für das Thema „Olympia“ (gegen „Weltall“). Zu den Inhalten wurde u. a. vorgeschlagen: Lagerolympiade (Sport- und andere Wettkämpfe), Medaillen-Werkstatt, Massagesalon für SportlerInnen, Backen olympischer Ringe, Einführung in die griechische Götterwelt. Die Moormannschaft und assoziierte Kräfte betreiben ein Kafention (Καφεών). Mattel und dadarish, die im Dezember (2016) beide ihren 70. Geburtstag feierten, werden außer Konkurrenz das gesamte BuLa zu Köstlichkeiten und Umtrunk in das Kafention einladen.

– dadarish –

Verlag der Jugendbewegung in neuer Rechtsform

Nach einer langen und ausführlichen Phase der Diskussion und nach externer fachlicher Beratung hat sich der „Verlag der Jugendbewegung“ eine neue Rechtsform gegeben. Seit Siddhas Übernahme des Verlags von Horst Fritsch – damals noch als „Südmarkverlag“ – im Meißner-Jahr 1988 firmierte er als sog. Personengesellschaft unter dem Verlegernamen Michael Fritz. Später wandelte er sich handelsrechtlich zur KG (Kommanditgesellschaft), als sich Siddha darum bemühte, ein überbündisches Team als tragende Struktur des Verlags aufzubauen, was auch gut gelang. Für die semiprofessionelle Arbeit eines durch und durch bündischen Verlags erwies sich die gewählte Rechtsform dann aber über die Jahre als zu sperrig und wenig dynamisch. Das Verlags-Team prüfte daher, ob die Rechtsform

einer Genossenschaft besser geeignet sein könnte. Es gab dafür viel Sympathie, weil so auch die Offenheit des Verlags für neue, aber immer rein ehrenamtliche Mit-VerlaglerInnen dokumentiert werden konnte. Es zeigte sich aber, dass auch die Genossenschaftsform aufgrund bestimmter rechtlicher Eigenheiten für die Erfordernisse des „Verlag der Jugendbewegung“ nicht geeignet ist. Nach gründlicher Beratung durch einen Fachanwalt entschieden sich alle eingetragenen Mitglieder der KG für die Umwidmung zur GmbH. Alle fanden diesen künftigen handelsrechtlichen Zusatz im Verlagsnamen zwar als wenig spritzig, trösteten sich aber mit der Übersetzung von GmbH in: „Gesellschaft mit bündischer Haltung“. Mitte Juli dieses Jahres wurden bei einem Verlagstreffen in Berlin die notwendigen Schritte



Beim Verlagstreffen in Berlin schied Siddha (*Mitte, zwischen hagzissa li. und Sebastian re.*) auch formell als Leiter aus und Florian (*re. neben Sebastian*) übernahm auch nach neuer Satzung die Geschäftsführung. Neben hagzissa verfolgen Wim, Jenna und Holger das Geschehen vom Sofa aus. Zeko (*vorne*) macht noch schnell ein Erinnerungsfoto. Der hinzugebetene Anwalt tippt das Protokoll gleich in den Laptop.

unternommen, damit die Eintragung in das Handelsregister vollzogen werden konnte.

– dadarish –

Fotos: dadarish

Termine 2017

- 7. Januar** Wolfgang Günther (*Modder, Schlitz am Vogelsberg*) feiert seinen 99. Geburtstag. Er wurde 1931 Mitglied der Deutschen Freischar und ist es bis heute.
- 10. – 12. Februar** Vorbereitungstreffen für das ÜT im Oktober auf dem Allenspacher Hof (*in Schloss Martinfeld, Eichsfeld/Thüringen*).
- 25. Februar** 40. Hamburger Singewettstreit (*im Audimax der Uni Hamburg*).
- 4. März** Frühjahrs-Kapitel auf der Damms-Mühle (*Niederbachtal, Oberwesel*).
- 24. – 26. März** Jungenschafts-Treffen (*Näheres wird noch bekannt gegeben*).
- 31. März – 2. April** Pimpfenfest des Zugvogel auf dem Kochshof (*Odenthal-Hüttchen*).
- 17. – 23. April** Osterbaulager auf der Damms-Mühle (*Niederbachtal, Oberwesel*).
- 28. April – 1. Mai** 6. Zugvogel-Sängerfest in Dümpelfeld (*Landkreis Ahrweiler/Rheinland-Pfalz*).
- 12. – 14. Mai** Westforums-Lager (*bei Kirchwies/Nordrhein-Westfalen*).
- 2. – 5. Juni** Bundeslager zum Thema „Olympiade“ auf den Pfingstbach-Wiesen (*oberhalb Oestrich-Winkel/Rheingau*).
- 9. – 11. Juni** Treffen der Pirmasenser Freischar auf dem Wolfsäger Hof bei Fischbach im Pfälzerwald mit Spießbraten und „bedrohten Liedern“.
- 23. – 25. Juni** Treffen der Freischar-MorgenlandfahrerInnen zum Thema „Die Zukunft der Demokratie“ im Bootshaus Boos (*Boos an der Nahe*).
- 1. Juli** Mühlentag am Bundesheim der Freischar (*Niederbachtal, Oberwesel*).
- 8. Juli** Zugvogel-Patentreffen auf dem Kochshof (*Odenthal-Hüttchen*).
- 25. – 27. August** Traditionelles Fischessen des Ernst-Buske-Ringes Bremerhaven (*Näheres wird noch bekannt gegeben*).
- 8. – 10. September** Familientreffen auf dem Wandervogel-Hof Reinstorf (*in Reinstorf, Nähe Bad Bodenteich/Niedersachsen*).
- 8. – 10. September** 18. Peter-Rohland-Singewettstreit (*auf Burg Waldeck, ABW/Hunsrück*).
- 28. September – 3. Oktober** Überbündisches Treffen (ÜT) auf dem Allenspacher Hof der „evangelischen jungenschaft horte“ (*Böttingen/Baden-Württemberg*).
- 20. – 22. Oktober** Seminar des Zugvogel zur Gewaltprävention (*Kochshof, Odenthal-Hüttchen*).
- 27. – 29. Oktober** Herbst-Kapitel und Pfälzer Herbstlager (*Jugendzeltplatz Salzlakwiesen im Soonwald bei Dörrebach, Nähe Bad Kreuznach*).
- 1. – 3. Dezember** Bundesversammlung (*Näheres wird noch bekannt gegeben*).



„... wie der Hammel endlich durch war, zart und saftig.“ – September 1982, das elfte Familientreffen in Folge. Es scharten sich wieder viele Menschen aus der Weite des Bundes um die Lämmer am Spieß. Neben den „Einheimischen“ u.a. FreundInnen aus Vlotho, Bingen, Hamburg, Bremerhaven.



Am Wochenende zuvor sollte der gesamte Rasen gemäht werden. Dann reichte es auf der Zeltwiese nur für die Freischarlilie. (Luftaufnahme ca. 1995)

Die Alte Schmiede fand ihr Ende im Sommer 1998. Vorangegangen war die Gründung des „Naturschutzgebietes Großes Moor“, nach über einhundert Jahren Torfabbau und damit Zerstörung dieses postglazialen (nacheiszeitlichen) Hochmoores. Vorangegangen waren auch Anfang der 1990er Jahre Prozesse vor dem Verwaltungsgericht Braunschweig und dem Oberverwaltungsgericht Lüneburg (der erste Senat, der auch für das Atomendlager Gorleben zuständig war), begleitet von weiteren Abwehrmaßnahmen der Freischar, die aber alle nicht erfolgreich waren. Gegen den Naturschutz ist kaum anzuhängen, was eigentlich positiv ist. Ausnahmen werden aber durchaus gemacht, wenn wirtschaftliche Interessen betroffen sind. Ein bündisches Heim hat da einen schlechten Stand und kaum Fürsprecher.

Wir bekamen vor dem OVG Lüneburg noch eine Übergangsfrist von sechs Jahren eingeräumt, eine Galgenfrist, die wir über politische Kanäle zu nutzen suchten. Leider ohne Erfolg. Dafür bekamen wir eine Abrissverfügung zugestellt. Immerhin übernahm die Bezirksregierung Braunschweig aber die Abrisskosten, nachdem wir ihr das Anwesen im Sommer 1998 übergeben hatten. Die

Freischar hätte sonst den Offenbarungseid leisten müssen. Sie bekam andererseits aber auch keine nennenswerte finanzielle Entschädigung, so gut wie gar keine, nur für das ziemlich wertlose Moorgrundstück.

Hintergrund dieser Entscheidungen und Vorgehensweise der Behörden: Wir hatten das Grundstück von ca. 2.000 m² Größe und die darauf befindlichen Gebäude 1970 für 5.000 DM gekauft. Einen Anteil von 3.000 DM konnte damals die Bundeskasse der Freischar zusteuern, mehr war nicht verfügbar. 1.000 DM brachten die Horten in Gifhorn und Wolfsburg auf. Der Rest kam durch Spenden zusammen, wie überhaupt alle weiteren Kosten allein durch Spenden abgedeckt wurden, auch von „Fremdgruppen“, als Anerkennung für die Nutzung der Alten Schmiede. Allerdings brauchten wir außer unserer Arbeitskraft und gelegentlichen Materialspenden im Schnitt auch nur um 2.000 DM pro Jahr. Es ging eben langsam voran und rein in Handarbeit, wenn auch zeitweilig an fast jedem Wochenende und in vielen Ferien bzw. im Urlaub.

So nett

habt Ihr uns heuer freundlich reich bedacht
mit Euren Spenden, die uns immer hochwillkommen,
zum Bauen, Heizen, moorsnak-Drucken wohl uns frommen,
daß wir nun Euch bedenken zu der Jahres-Nacht:

Mit besten Wünschen: Daß das neue Jahr Euch lacht!
Und uns auch wünschen, daß es bleibe unbenommen,
mit Freunden in die Schmiede und das Moor zu kommen.
Und nicht Justitia ein' Strich durch unsre Rechnung macht.

Im Schnee sind neun von uns hübsch aufgestellt zu sehn;
sie sagen "heißen Dank", auch mit für Nummer zehn,
erlauben sich ein artig Knicks und diese Kunst.

Wir wollen weiter draußen schaffen, feiern, disputieren,
mit Kopf und Hand und Herz uns amüsieren
und bitten fürderhin um Eure Gunst.

Die Moormannschaft



Auch um 1990 warb die Moormannschaft noch für Spenden.



investierte Lebenszeit
war nun hinfällig wie
auch alles das, was

Mit dem Kauf 1970 schien für uns alles Notwendige gegenüber den Behörden geregelt zu sein. Wir wussten als junge unerfahrene Leute aber nicht, dass wir, besonders auch wegen der Lage des Anwesens im sog. „Außenbereich“ (außerhalb von Ortsgrenzen), auch noch einen „Bauantrag auf Umnutzung“ hätten stellen müssen: Umnutzung von betrieblicher Verwendung der Gebäude zu einer Verwendung als „Jugendheim“ (*oder ähnlich*). Nach 30 Jahren wurde nun also vor Gericht die baurechtliche Illegalität festgestellt und in einer Güterabwägung gegen uns entschieden. Jugendarbeit muss nicht unbedingt im Moor stattfinden. Moorschutz aber auf jeden Fall!

Mit der gerichtlich festgestellten baurechtlichen Illegalität entfiel aber auch jeder Anspruch auf Entschädigung. Besonders durch unsere Investition von Arbeitskraft hatte die Alte Schmiede ja auch an materiellem Wert gewonnen. Die von uns

wir emotional und mental mit der Alten Schmiede verbanden. haggzissa hat es sehr gut und knapp umrissen.

Für viele von uns war ihr Verlust eine traumatische Erfahrung. Dies war aber auch vielfach eine Energiequelle und Motivation, umgehend das Projekt eines neuen Bundesheims in Angriff zu nehmen, jetzt auch von Anfang an streng rechtskonform. Da hatten wir etwas gelernt.

Am 29. November 1997, vor inzwischen 19 Jahren, das Ende der Alten Schmiede war ja längst terminiert, wurde im „Kaminzimmer“ des Säulenhauses der Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck (ABW) der gemeinnützige „Bundeszentrum Deutsche Freischar e.V.“ gegründet. Mitglieder waren eine große Zahl FreischarlerInnen, die bereit waren, durch regelmäßige Beiträge einen Kapitalstock zum Erwerb einer geeigneten Immobilie zusammenzutragen. Dieser Kreis schrumpfte im Laufe der Jahre, aber etliche Bundesschwestern und -brüder hielten unentwegt durch, mit Erfolg. Immerhin



Der letzte Arbeitseinsatz im Juli 1998. Alle beweglichen Güter wurden zur Zwischenlagerung auf den Wandervogel-Hof Reinstorf gebracht. Erst nach 17 Jahren gelangte vieles davon in unser neues Bundesheim am Niederbach bei Oberwesel am Rhein.



An Aufgaben dachte beim Auszug niemand, aber die Zukunft war ungewiss.

dauerte es dann aber doch mehr als siebzehn Jahre, bis das neue Bundesheim

Realität werden konnte. Gerade bis dahin hatten die Mitglieder des „Hausvereins“ auch das benötigte Geld zusammengetragen.

In diesen Jahren waren immer zwei Akteure am Werk, der gemeinnützige „Hausverein“ und der ebenfalls als gemeinnütziger e.V. bestehende Bund Deutsche Freischar, vertreten durch seine Bundesführung und im Hinblick auf notwendige Entscheidungen durch das legislative Plenum des Bundes, die „Bundesversammlung“.

Die Mitglieder des „Hausvereins“ hatten es übernommen, die Finanzierung zu sichern, ein geeignetes Objekt zu suchen und zu erwerben, das dann dem Bund in dessen Eigenregie zur Verfügung gestellt werden sollte. Die Freischar hatte aber zu

entscheiden, wie das Objekt beschaffen sein und welche Rahmenbedingungen gelten sollten (geografische Lage, Verkehrsanbindung usw.). Dazu gab es Diskussionen und Absprachen. Ein Ergebnis war die Festlegung eines „Suchbereiches“ auf der bundesdeutschen Landkarte und weiterer Entscheidungskriterien (Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel etc.).

Wichtige Voraussetzung war von Anfang an, ein Objekt außerhalb oder je nach Gegebenheit sehr am Rande einer Ortsbebauung zu finden, das grundsätzlich geeignet sowie aus eigener Kraft zu finanzieren und bautechnisch zu beherrschen sein sollte. Aus dem Erleben mit der Alten Schmiede war aber auch ganz klar, dass ein neues Bundesheim unbedingt die

baurechtliche Genehmigung zur Nutzung als „Jugendheim“ bzw. „Jugendbegegnungsstätte“ haben musste. Das war dann bis zum Ende unserer Suche das entscheidende,

Bauen stark reglementiert, was auch gut so ist (und wie immer gibt es auch hier Ausnahmen, die nicht in jedem Fall einleuchten). Ein bestehendes Gebäude umzunutzen, z. B.



25. April 2015 – FreischarlerInnen und Gäste feiern die Inbesitznahme unseres neuen Bundesheims.

geradezu fatale Hindernis. Andererseits war klar, dass nur unter dieser Bedingung eine künftige Nutzung nach unseren Vorstellungen und Bedürfnissen möglich sein würde.

Natürlich kann man jeden Tag in Deutschland ein Privathaus kaufen. In Innenorts-lage kann man für ein solches Haus je nach Gegebenheiten auch die Genehmigung als „Vereinshaus für Jugendgruppen“ (oder so) erlangen. Im Außenbereich ist alles ungleich schwerer, fast unmöglich. Dort ist

von Forsthaus auf „Jugendheim“, ist aber ebenfalls so gut wie nicht durchsetzbar. Dazu ist in jedem Fall auch ein Bauantrag zu stellen, auch wenn man eben nur umnutzen will, und dann sind die Karten wieder neu gemischt. Diese Erfahrung machten wir über Jahre hinweg regelmäßig bei der Befassung mit einer Vielzahl besichtigter Objekte. Es waren sicher zwischen fünfzig und hundert. Vielleicht macht jemand mal eine Übersicht.

Ohne weiter ins Detail zu gehen – wir

machten folgende sehr nachdrückliche Erfahrungen: Forsthäuser wurden z. B. in Hessen in großer Zahl angeboten. Das Bietverfahren war aber so gehalten, dass wir nie einen Zuschlag erhalten konnten, und dann war für viele Anwesen eine Nutzung in unserem Sinne von vornherein nicht genehmigungsfähig.

Brauchbare Angebote von Privatleuten scheiterten daran, dass unsere Bauvoranfragen (Nutzung als „Vereinsheim“ grundsätzlich genehmigungsfähig?) monatelang im Behördenumlauf waren, so dass die Eigentümer immer schon vorher anderweitig verkauft hatten. Bei Angeboten aus öffentlicher Hand zeigte sich, dass die Ämter ihre eigenen Immobilien und deren Gegebenheiten nicht kannten. Bei drei derartigen Objekten verhandelten wir sehr lange, in einem Fall (Grube Apfel im Freudental) über drei Jahre hinweg. Es sah dann zunächst immer ganz gut aus, dann kamen „Leichen“ (zunächst verborgene Hindernisse) auf den Tisch und dann scheiterte doch alles wieder aus sehr verschiedenen Gründen. Das sind abendfüllende Geschichten, die an den Lagerfeuern erzählt werden können, wenn die ZuhörerInnen viel Geduld haben, Getränke und Brennholz ausreichend vorhanden sind.

Und dann trat Anfang 2015 der inzwischen ganz unwahrscheinliche Fall ein, dass wir von privat die Damms Mühle bei Oberwesel am Rhein erwerben konnten, nahe Sankt Goar gelegen, dort, wo der Singewettstreit stattfindet und übrigens nur ca. 30 km von der Burg Waldeck entfernt, dem Gründungsort unseres „Hausvereins“.

Ob hier etwas Schicksalhafteres im Spiel war?

Das Objekt wurde von Mitgliedern unserer „Suchgruppe“ im Internet gefunden, wie viele andere vorher auch. Nach Verhandlungen mit dem Eigentümer und positiven Gesprächen mit dem zuständigen Landkreis wurde eine förmliche Bauvoranfrage gestellt und vom Landkreis in wahrhaftiger Rekordzeit positiv beschieden. Alle Achtung! Auch in den zuständigen Gemeinden sind wir von Anfang an auf freundliche Aufnahme und Unterstützung gestoßen.

Natürlich gab bzw. gibt es noch Hindernisse. Zunächst war der fällige Bauantrag auf Nutzungsänderung zu stellen. Denn an die von uns gedachte neue Verwendung sind Bedingungen geknüpft z. B. in Hinsicht auf Brandschutz (Fluchtweg mit Außentreppe usw.). Dann war auch noch ein Umweltverträglichkeits-Gutachten zu erstellen. Denn unser Haus liegt gleich in mehreren Schutzzonen (u. a. in einem FFH – Flora-Fauna-Habitat). Ganz klar, der Naturschutz findet dort statt, wo keine wirtschaftliche Nutzung möglich ist. Also bei uns im Niederbachtal, nicht aber auf den Raps-leuchtenden Hochflächen des Hunsrücks gleich nebenan. Das hat aber auch Vorteile, denn neben uns darf niemals wieder jemand neu bauen. Jedenfalls solange die bestehenden Regeln gelten.

Mit diesen Behördendingen sind wir leider noch nicht durch. Es zeigte sich nachträglich, dass wir auch ein Löschwasser-Reservoir für den Brandfall einrichten müssen. Keine ganz einfache Sache. Dennoch arbeiten wir bereits konkret an der



August 2015 – inzwischen hatte Ivy repräsentatives Korbgestühl aufgetrieben, zum Entspannen von der Arbeit gerade richtig.

Herrichtung unserer beiden Gebäude, auch mit großartiger Unterstützung von Freunden aus dem Zugvogel. Die Arbeit wird sicher noch einige Jahre andauern.

Vorgefunden haben wir ein ehemaliges Mühlengebäude in Fachwerk aus dem 19. Jh. an einem munteren, manchmal tosenden Bachlauf. Der letzte Vorbesitzer hatte bereits umfangreiche Umbau- und Sanierungsarbeiten eingeleitet, so dass wir mehr oder weniger einen unaufgeräumten Rohbau übernahmen. Das Nebengebäude war u. a. als Auto-Hobby-Werkstatt mit Hebebühne genutzt worden. Es stellt sich also die Aufgabe, die Baulichkeiten in den von uns gewünschten Zustand zu versetzen. Dazu ist viel Eigenarbeit notwendig. Aber einiges müssen Handwerker erledigen (mit unserer Hilfe), z. B. Sanierungsarbeiten am Dachstuhl und eine neue Dacheindeckung.

Die Finanzierung liegt ganz bei uns.

Nachdem die Freischar als Bund entschieden hatte, das Haus vollständig in Eigenregie zu betreiben und dazu auch ins Bundes-Eigentum zu nehmen, hat sich der nicht mehr benötigte „Hausverein“ aufgelöst, nachdem er den Erwerb der Damms-Mühle finanziert hatte. Alle seine Mitglieder waren mit diesem Vorgehen völlig einverstanden. Ein Teil von ihnen zahlt weiterhin denselben Beitrag wie zuvor in die Hauskasse ein. Inzwischen gibt es auch weitere DauerzahlerInnen und SpenderInnen in einem nicht ganz unbeachtlichen Umfang. Außerdem hat der Bund auch selbst einige Ersparnisse, die dem gemeinnützigen Zweck Bundesheim teilweise zugeführt werden.

Der Nutzungszweck, sogar ein regelrechtes Nutzungskonzept, war schon sehr früh festgelegt worden, weil dies für einen förmlichen Bauantrag bei den zuständigen



Vieles aus der Alten Schmiede findet im neuen Bundesheim gute Verwendung, besonders die von Franz (Klaus Mewes) getischlerten Holzpodeste als Sitz- und Schlaf-Möbel.

Ämtern erforderlich war. Dort haben wir in behördentauglicher Diktion das hineingeschrieben, was wir über Jahrzehnte in der Alten Schmiede „veranstaltet“ hatten und was wir auch in Zukunft tun wollen: Nutzung des Objektes für die „gemeinnützige und besonders förderungswürdige Jugendarbeit“ der Deutschen Freischar im breitesten Sinne und auch für die diversen „Arbeitsgemeinschaften“ des Bundes. Also auch für „kulturelle“ Zwecke, z.B. musische Veranstaltungen, dazu Seminare mit gesellschaftspolitischen und anderen sehr unterschiedlichen Themenstellungen usw. Natürlich sollen auch Gruppen anderer Bünde gegen Kostenausgleich eine Nutzungsmöglichkeit in ähnlichem Rahmen bekommen.

Zum Schluss:

Früher hatten wir über drei Jahrzehnte ein Bundesheim in östlicher Randlage innerhalb der alten Bundesrepublik. Jetzt haben wir ein Haus in fast westlicher Randlage der größeren neuen Bundesrepublik. Früher hatten wir weniger als ein Viertel Hektar Land oft nasser Moor-Wiesen, heute zwei Hektar, das meiste aber in stark geneigter steiniger Hanglage, so dass für Kohten und Jurten relativ wenig Platz ist, schon gar nicht für

ein Bundeslager. Aber so, wie es ist, ist es auch gut und in manchem viel besser als im Falle der Alten Schmiede: Stromanschluss, Frischwasserver- und Abwasserentsorgung, Verkehrsanbindung und (fast) jederzeit sichere Zufahrt zum Haus. Das erleichtert manches, auch die Arbeit am Bau, die z.Zt. ganz klar im Vordergrund steht.

Ganz zum Schluss möchte ich nicht versäumen auf die Möglichkeit von steuerwirksamen Spenden auf unser „Haus-Konto“ hinzuweisen, honoriert durch unseren tief empfundenen Dank und eine Spendenbescheinigung:

Deutsche Freischar e.V.

Kreissparkasse Rhein-Hunsrück Oberwesel

IBAN: DE 94 5605 1790 0102 2941 13

BIC: MALADE51SIM



Zweiburgblick 1963: Vorne der Ludwigstein, hinten der Hanstein. Dazwischen die Werra als innerdeutscher Grenzfluss. 1961 war die Berliner Mauer errichtet worden und auch die Grenze zwischen Hessen und Thüringen, zwischen BRD und DDR, zwischen NATO und Warschauer Pakt, zwischen westlicher Demokratie und Sowjetdiktatur war unüberwindbar geworden.



103 Jahre nach dem Hohen Meißner

von Wolf

„Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“

(Meißner-Formel 1913)

Ausblick auf das Treffen der MorgenlandfahrerInnen im Juni 2017

Als es galt, sich vor zehn Jahren (2006) zum 60. Jahrestag der Gründung der „neuen“, Deutschen Freischar zu erinnern, da lag es nahe, auch Klaus Rauschert zu fragen, was ihm denn besonders wichtig sei. Klaus hatte einen Punkt, der aus seiner Sicht alles andere überstrahlte: Der unbedingte Wille der Nachkriegsfreischar, sich am Aufbau einer neuen und verlässlichen Demokratie in Deutschland zu beteiligen. Mir erschien das auch sehr wichtig. Aber irgendwie schien dieser Gedanke auch so selbstverständlich zu sein oder zumindest geworden zu sein, dass ich glaubte, davon kein großes Aufheben machen zu müssen. Heute erscheint mir dies als ein Versäumnis.

Wie sich eben die Zeiten ändern können und wie sich der Wind drehen kann. Heute ist die Zukunft der Demokratie ein virulentes Thema in allen Diskussionen. So auch bei den MorgenlandfahrerInnen in der Deutschen Freischar. Diese Gruppe älterer Freundinnen und Freunde, verstärkt durch einige Studenten, greift einmal im Jahr Themen auf, die unter den Nägeln brennen. Immer haben die Themen auch etwas mit dem

Wunsch zu tun, ein Leben aus den Idealen der Jugendbewegung leben zu können. Vieles steht dem heute und stand dem auch in der Vergangenheit entgegen. Aber wir müssen auch anerkennen, dass wir heute einen Freiheitsraum haben, der ein Leben aus dem Ideal der Meißner-Formel von 1913 mehr als je zuvor möglich macht.

Wer will, der kann auch. Zwar ist es dann in der Praxis doch nicht so einfach und vielfach türmen sich unsichtbare Barrieren auf, wenn man konsequent auszuloten versucht, wie viel eigene Bestimmung man sich leisten kann, wohin einen die eigene Verantwortung treibt und wie wahrhaftig man am Ende dann gewesen ist. Im Großen und Ganzen gibt es ihn aber: den großen Freiheitsraum demokratischer Prägung, wie es ihn zuvor nie in Deutschland und Europa gegeben hat.

Kurz vor dem Ausbruch der Studentenproteste 1968 merkte der damalige Bundeskanzler Kiesinger an: *„In diesem Lande gibt es eine Gruppe, die nicht zufrieden sein will ...“* Damit meinte er auch uns, die damals 20- bis 30-Jährigen in der Jungmannschaft der Deutschen Freischar.

So verstanden wir das jedenfalls damals. Wir haben ihn ausgelacht. Dann kam das Jahr 1968 und die große Revolte. Weltweit. In den demokratischen Staaten des Westens, aber auch in Prag.

Auch heute gibt es in unserem Lande Gruppen, die im Kiesingerschen Sinne nicht zufrieden sein wollen. Wut hat sich aufgestaut, Proteste werden laut. Jeden Montag an vielen Orten. Nicht nur in Deutschland. Weltweit, in den demokratischen Staaten westlichen Typs. Was kommt 2017? Was entwickelt sich daraus? Wer kann darüber lachen?

Aus der Selbstverständlichkeit ist eine große Nachdenklichkeit erwachsen. Sollte die Demokratie vielleicht doch nicht so stabil sein, wie wir dachten? Sollten sich autoritäre Strömungen wieder breitmachen, mit völkischem Beigeschmack, mit Rassenüberheblichkeit und Ab- und Ausgrenzung?

Seit mehr als 10 Jahren stellen die Politik- und Sozialwissenschaftler eine abnehmende Zustimmung zu den Grundwerten der Demokratie fest. Wer dazu mehr wissen will, googelt unter „Einstellungen zur Demokratie“. Die Ergebnisse sind schon aufregend. In den letzten Monaten hat dies nicht mehr wegzudiskutierende Formen angenommen. Es scheint, als hätten Teile des Volks die Bindung an die Verabredungen verloren, die 1948 zum Grundgesetz in Deutschland und zur Charta der Menschenrechte der Vereinten Nationen geführt haben. Hinter vorgehaltener Hand wird schon wieder geraunt, ein mehr an Führung, an geistiger wie an tatsächlicher Führung könne nicht schaden. Und noch leiser wird geflüstert, man solle sich doch auch mal wieder vorstellen, wie

gut ein guter Diktator ein Land regieren könne statt des korrupt gewordenen „Systems“. Dieses System mit seiner „Systempresse“, den „Systemparteien“ (schon Kampfbegriffe des Nationalsozialismus), den Banken und Verbänden und denen da oben sei doch fragwürdig und zerbrechlich geworden.

Was ist geschehen, wenn solche Töne weltweit zu vernehmen sind, aus den USA ebenso wie aus Dresden, den Niederlanden oder Frankreich? Es muss jedenfalls etwas geschehen sein, wenn binnen weniger Jahre aus dem reaktionären Untergrund die alten Schemen wieder auftauchen und bei freien Wahlen zweistellige Ergebnisse und vielleicht bald sogar Mehrheiten erzielen.

Zwei Begriffe gelten aktuell als Zaubерworte in jeder Diskussion: Populismus und Globalisierung. Und wenn man etwas mehr Zeit hat, dann kommen die Begriffe: Abstiegsangst, Überfremdung und Entkopplung von unten und oben, ungerechte Eigentumsverteilung hinzu.

Für eine/n aufrechte/n Jugendbewegte/n, für die/den der Traum von der großen Fahrt mehr ist als die Ausstattung mit Outdoor-Klamotten bei den einschlägigen Ausrüstern, steht viel auf dem Spiel. Der Geist der Freiheit könnte verweht werden von einem neuen Geist der Ordnung, der Autorität und der nationalen Abgrenzung.

Zugegeben: In der Freiheit kann es ganz schön kalt werden. Zur Freiheit gehört immer auch die Einsamkeit, sagte schon Wilhelm von Humboldt um 1815 in der Zeit der deutschen Freiheitskriege gegen die europäische Autorität eines Napoleon. Aber insgesamt lebt es sich in Freiheit besser, friedlicher und



Zur Feier des 50. Jubiläums des „Ersten freideutschen Jugendtages von 1913“ versammelten sich oberhalb des Zeltlagers alte und junge Menschen. In seiner Ansprache bekannte Helmut Gollwitzer für seine Generation das Versagen vor dem totalen Machtanspruch des menschenverachtenden NS-Regimes. Die „Jungen Bünde“ forderten in ihrer gemeinsamen Erklärung das Recht auf ein Leben in Freiheit und verpflichteten sich zum tatkräftigen Eintreten für die Demokratie und die Herrschaft des Rechts.

nachhaltiger. Da nehme ich in Kauf, dass es manchmal weniger gemütlich ist und die Herausforderungen größer werden.

Diese Freiheit muss verteidigt, vielleicht auch neu begründet werden. Im Luther-Jahr 2017 wird der eine an die „Freiheit eines Christenmenschen“ erinnern. Andere werden feststellen, dass es keiner Anleihe an Himmelsmächte bedarf, um eine ganz irdische vernünftige Friedens- und Freiheitsordnung aufzurichten und mit Leben zu erfüllen. Aber alle gemeinsam werden sich einer teilweise wütenden Welle von Angriffen gegenübersehen. „Eure Freiheit ist doch nur die Freiheit der Besitzenden, die ihre aus dem Eigentum erwachsene Freiheit mit Zähnen und Klauen verteidigen“, sagen immer mehr Zeitgenossen. Was nützt also Freiheit – so sagen sie –, wenn die Idee vom Wohlstand für alle, die hinter der traditionellen Freiheitsmelodie steckt, längst dabei ist, unter den Hammerschlägen der Globalisierung zusammenzubrechen.

Viele geben heute eine ebenso einfache wie auf den ersten Blick bestürzende Antwort: Zurück zum Nationalstaat, zurück zur Eigenverantwortung, zur Nationalökonomie, zur Verteidigung von Grenzen und Werten, von Ordnung und Leitkultur. Im neuen Grundsatzprogramm einer neuen deutschen Partei heißt es: „Deutschland muss Deutschland bleiben“, Ordnung muss herrschen, die deutsche Leitkultur muss wieder der Maßstab des Zusammenlebens werden. Andererseits: Der Vorsitzende einer anderen deutschen Partei veröffentlicht ein Manifest und stellt den Zusammenhang von Gerechtigkeit,

sozialer Sicherheit, Freiheit und öffentlicher Sicherheit heraus. Die Debatte ist in voller Bewegung.

Dabei ist noch vieles im Nebel. „Seltener im Nebel zu wandern ...“, heißt es in einem Lied aus dem TURM (nach einem Gedicht von Hermann Hesse), das wir immer noch singen. 2017 wird ein aufregendes Jahr werden. Ein neuer Präsident in den USA wird aufmerksam beäugt werden. Wohin geht seine Reise, wohin oder wohin zurück? Wie hoch werden die Mauern, die er vorgibt bauen zu wollen? In Deutschland wird es auch eine Wahl geben, die sehr rasch als Richtungswahl bezeichnet werden wird. Die Niederlande wählen, Frankreich wählt, Italien diskutiert den Ausstieg aus der EU, die Engländer proben schon den Ausstieg. Die Europäische Union ächzt und stöhnt. Das Projekt Europa begeistert kaum noch.

Das alles erwartet die Morgenlandfahrer bei ihrem nächsten Zusammentreffen im Juni 2017 als Fragenbündel und Problemberg. Herrmann Hesses Erzählung „Die Morgenlandfahrt“ vom Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts gibt dabei durchaus Hinweise für die beharrliche Abarbeitung dieser Fragen. In einer Zeit, wo Gurus und Weltverbesserer, neue Glaubensapostel und Anführer – die „großen Soundos“, wie Hesse sie spöttisch nannte – sich an die Spitze der Bewegungen zu stellen versuchten, schrieb Hesse diesen kleinen Text. Er handelt von einer bündischen Gruppe, die plötzlich ihren Anführer verloren hat und nun auf sich selbst gestellt ist. Die Erzählung „Morgenlandfahrt“ steht also



Im Oktober 1963 stand auf dem Hohen Meißner das große gemeinsame Zeltlager der „Jungen Bünde“, die nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründet worden waren, um die 1933 von den NS-Machthabern zerstörte freie Jugendbewegung neu aufzurichten.

für eine selbst zu verantwortende Fahrt ins Morgenland, dorthin wo die Sonne aufgeht und wo die neuen Erkenntnisse seit alters her herzukommen scheinen. Wo die Menschen im alten Griechenland anfangen selber zu denken und sich aufzuklären. Und wenn sich die Morgenlandfahrer in der Deutschen Freischar schon so nennen, dann sollten sie diesem Impuls auch folgen.

Wir haben schon verabredet, dass die große Frage „Wie viel Nationalstaat braucht die Demokratie?“ ganz oben auf der Agenda steht. Und noch davor steht die Frage nach der Zukunft der Demokratie.

Eines aber ist aus meiner Sicht jetzt schon klar: Ein Leben aus den Idealen der Meißner-Formel von 1913 ist nicht so selbstverständlich, wie es uns immer noch erscheinen mag. Die Ideale der Freiheit und der Demokratie, die nicht nur die Nachkriegsfreischar seit nunmehr 70 Jahren begleiten, sind so selbstverständlich nicht. Sie brauchen aktive und mutige Bürger, sie brauchen auch uns.



Und noch eine Korrektur:

In der letzten Freischarzeitung schrieb ich im Bericht über das Treffen der Morgenlandfahrer 2016: „Beschäftigt hat uns dabei auch das Problem der ständigen Alarmrufe. Dass junge Männer, auch wenn sie Flüchtlinge sind, jede Menge „Scheiß bauen“, sollte niemanden überraschen. Was sollen da die ständigen Alarmrufe? Hat die deutsche Gesellschaft das verdrängt? Richtiger wäre es, sich darauf einzustellen, dass ein gewisser Prozentsatz auch der Geflohenen gegen Gesetze verstoßen wird und Schwierigkeiten haben wird, sich an die neue gesellschaftliche Umgebung anzupassen und sich einzufügen. Das ist dann nicht nur ein Thema der Abschreckung mit Strafen, es ist auch ein Thema für einen Dialog.“

Diese Aussage möchte ich teilweise korrigieren. Es gibt natürlich die jungen Männer, die Scheiß bauen. Sich bei Fußballspielen zusaufen und randalieren, nachts lebensgefährliche Autorennen veranstalten, auf Schulhöfen den Kleinen die Handys klauen usw. Es gibt aber auch diejenigen, die Rentner in der U-Bahn die Treppe

runter stoßen und anschließend beklaulen, mit Hackebeilen auf ihre Zeitgenossen losgehen, mit Sattelschleppern über Weihnachtsmärkte fahren. Dafür ist die Formulierung vom „Scheiß“ nicht mehr angemessen. Da geht es um mehr und um ganz harte teilweise politisch motivierte Kriminalität. Einige sind

wohl systematisch eingeschleust, andere erst hier radikalisiert worden. Wieder andere sind selbst passiv, empfinden aber die uns schon aus den 1970er Jahren bekannte „klammheimliche Freude“. Das ist ein ganz breites Spektrum. Und man muss befürchten, dass es Nachahmer gibt. Es ist wohl viel zu einfach, diese Erscheinungen lediglich dem Flüchtlingsmilieu zuzuordnen.

Nach dieser mir wichtigen Korrektur der Begrifflichkeit werde ich aber umso stärker eintreten für einen Dialog auch mit solchen Tätern, mit allen, den Gefährdern, den Nicht-Gefährdern, den zugereisten und denen, die immer schon hier waren. Die Zukunft der Demokratie wird auch davon abhängen, ob junge Menschen diese Lebensform annehmen. Und dazu bedarf es heute und in Zukunft besonderer Anstrengungen. Aus den Parteien kommen dazu jetzt erste Vorschläge. Vielleicht ist 2017 das Jahr nicht nur der politischen Auseinandersetzung, sondern auch das Jahr der Besinnung auf die alte Weisheit, dass drakonische Strafen allein nichts zum Besseren wenden. Wir sollten bei unserem nächsten Treffen diskutieren, was man konkret tun kann. 🇪🇺

Die Bundesordnungen der Freischar – eine Verfassungsrecherche Teil 3:

Die Überarbeitung von 1990

Die ersten beiden Teile dieser Abhandlung

zur Satzungsgeschichte der Deutschen

Freischar von 1951 bis 1992 finden sich in

ZEITUNG 2/2015 und 1/2016 abgedruckt.

Mit Teil III wird diese nicht ganz kleine

„Forschungsarbeit“ nun abgeschlossen.

von hagzissa

Die nächste Überarbeitung der Satzung nach 1963 erfolgte gut zweieinhalb Jahrzehnte später. Mir selbst sind noch einige heiße Diskussionen in Erinnerung. In der ZEITUNG schreibt Redakteur und Bundesführer dadarish, dass bei der Bundesversammlung am 1./2. Dezember 1990 auf Burg Blankenheim die überarbeitete Bundesordnung verabschiedet wurde – „auf daß uns dieses leidige Thema die nächsten Jahre nicht beschäftigen möge!“

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, da auf der Bundesversammlung am 8.12.1991 noch einmal ein ändernder Beschluss notwendig wurde. Dieser hing allerdings nicht an den inhaltlichen Punkten, die dem Bund wichtig waren. Es ging vielmehr darum, dass der Paragraph zu einer möglichen Auflösung des Bundes nach Auffassung des für uns zuständigen Amtsgerichts Essen detaillierter gefasst werden sollte.





Wesen und Unwesen

Das Grundsatzkapitel der Bundesordnung wurde diesmal nicht umgeschrieben – aber ergänzt. Auf Initiative der Jungenschaft kam die „Unvereinbarkeitsklausel“ hinzu: „Die Mitgliedschaft oder Mitarbeit in einer Partei oder Vereinigung, die irgendwelche Formen der Intoleranz, insbesondere Ausländerfeindlichkeit, Fremdenhaß, Rassismus oder Chauvinismus verbreitet, ist mit der Mitgliedschaft in der Deutschen Freischar nicht vereinbar.“

Es war Anfang der 1990er Jahre, die Zeit der ersten ekelhaften Angriffe gegen Ausländer, auch schon durch Brandanschläge mit Todesopfern. Davon hören wir ja derzeit leider wieder mehr ... Die Freischar hat zu jener Zeit auch die „Mannheimer Resolution gegen Fremdenhaß“ unterzeichnet. Diese

An einem schönen Tag im Februar. Das Archiv ist gut geheizt, die „Bundesarchivare“ haben sich auch so schon warmgearbeitet. Rechts vorne hagzissa bei ihren Forschungen zur Bundesordnung. Hinten links Spinne und rechts aki bei der Sichtung von Archivbeständen. Der Fotograf ist wie immer nicht im Bild (aber stets im Bilde).

Erklärung aus den jugendbewegten Bünden wurde am 15.1.1993 in der „ZEIT“ veröffentlicht.

Unter den damals gegebenen Umständen wollte die Freischar und wollten die unterzeichnenden Bündle der „Mannheimer Resolution“ eine klar erkennbare und auch programmatische Stellung in erster Line nach außen beziehen. In unserem Bund und den anderen unterzeichnenden Bünden waren die Dinge schon immer ganz klar.

<https://www.freischar.de/standpunkte/mannheimer-resolution-gegen-fremdenhass>

Aufbau und Gliederung

In der Struktur des Bundes gibt es eine Reihe von Änderungen. Erst einmal werden die Gaue als Gliederungsebene gestrichen, damit entfallen auch Gauführer und Gauthings. Stattdessen werden Landesverbände eingeführt, die von Sprechern bzw. Sprecherinnen vertreten werden. Erst hier also gibt es Landesverbände – anstatt von Gauen, die sich in ihrer räumlichen Ausdehnung an der regionalen Existenz von Gruppen und Ortsringen orientiert hatten (Gau Friesland, Emsland, Allerburg etc.), nicht an Grenzen von Bundesländern.

Außerdem bekommen Führer bzw. Führerinnen von Aufbauorten das Stimmrecht in der Bundesversammlung. Voraussetzung dafür ist, dass sie selbst Mitglied der Freischar sind und fünf Mitglieder nachweisen können, die seit mindestens drei Monaten dabei sind. Bei den Arbeitskreisen wird präzisiert, dass sie aus dem Sprecher/ der Sprecherin und weiteren fünf Bundesmitgliedern bestehen müssen, um stimmberechtigt zu sein.

Neu gefasst wird der Paragraph zum Bundeskapitel. Erstmals wird auch definiert, wozu es überhaupt dienen soll: Nämlich die Bundesführung zu beraten und die Arbeit des Bundes zu koordinieren. In der vorherigen Satzung war nur die Zusammensetzung des Kapitels beschrieben worden, seine Aufgabe blieb merkwürdigerweise unerwähnt.



Stattdessen war 1963 vom Stimmrecht der Kapitelmitglieder die Rede. Ich denke, dass damit das Stimmrecht in der Bundesversammlung gemeint war. Da dies aber nicht dabeistand, verschob sich die Interpretation hin zu einem Stimmrecht im Kapitel. Was ziemlich kurios wirkt für ein beratendes Organ und daher mit der Satzungsänderung komplett entfiel. Nachdem nun aber dezidiert die Mitglieder des Kapitels in dieser Neu-Fassung von

1990 (bzw. 1991) kein Stimmrecht in der Bundesversammlung haben, hat die Bundesführung als solche auch kein Stimmrecht in der Bundesversammlung mehr – was schon gelegentlich Verwunderung ausgelöst hat. Die Mitglieder der Bundesführung können demnach in der Bundesversammlung nur ein persönliches Stimmrecht haben, wenn sie gleichzeitig auch

HortenführerIn, LandesverbandssprecherIn etc. sind. Das Stimmrecht der Jungenschaftsführung und der SprecherIn von Jungmannschaft und Mannschaft wurde in anderen Paragrafen neu eingefügt.

Hintergrund war laut Auskunft von Zeitzeugen die Überlegung, dass die Vertreter von aktiven Gruppen und Arbeitskreisen über die Geschicke des Bundes bestimmen sollen. Die Rolle der Bundesführung wird in dieser Konstruktion eher als

Exekutive gesehen, als ausführendes Organ des obersten Gremiums der Freischar: der Bundesversammlung. Mich erinnert das an die Theorie und Praxis der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland im Hinblick auf die Bundesregierung: In der Verfassung (Grundgesetz) ist die Bundesregierung ausführendes Organ und Haupt der Exekutive. Bestimmend ist der Bundestag, der Gesetze beschließt. Tatsächlich wird aber inzwischen etwa die Hälfte aller Gesetze von der Bundesregierung initiiert ... (die ja in ihrer Exekutivfunktion am ehesten auf Gesetzeslücken stößt).

Die Wörter

Eine Modernisierung der Bundesordnung gab es auch sprachlich, vor allem in Bezug auf zwei Aspekte. Zum einen wurde die weibliche Form aller Amtsbezeichnungen konsequent in die Bundesordnung aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die bisherige Unterscheidung von „Horten“ für Jungengruppen und „Gilden“ für Mädchengruppen aus der bis dahin gültigen Satzung von 1963 abgeschafft – und damit übrigens gleich auch die „Beauftragte für die Gilden“ als Stimmberechtigte in der Bundesversammlung, parallel zum „Bundesjungenführer“. Es blieb allein der Begriff Horte, jetzt für alle Jüngeren-Gruppen, die in ihrer Gesamtheit (als Altersstufe) die übergreifende Bezeichnung „Jungenschaft“ erhielten. Die Versammlung der „Hortenführer/-innen“ wählt seitdem den „Jungenschaftsführer / die Jungenschaftsführerin“. In der Praxis aber auch den

Stellvertreter bzw. die Stellvertreterin, die aber in der Bundesordnung letzter Fassung nicht genannt sind.

Zum anderen wurde die Bezeichnung „Thing“ durch „Bundesversammlung“ ersetzt. Das gab meiner Erinnerung nach die heißesten Diskussionen und wird von manchen heute noch als der zentrale Punkt erinnert. Aber „Thing“ war für viele schon lange keine angemessene Funktionsbezeichnung mehr. Im Jahr 1990 waren wir längst mit den Beatles durch und den Rolling Stones, mit Woodstock und der Hippie-Bewegung und fast auch schon mit der RAF. „Thing“ war ein unpassender Begriff aus einer fernen alten Zeit geworden.

Diese vorerst letzte Änderung ging übrigens ohne einen parallelen Austausch des Bundesführers vonstatten. Dadarish füllte das Amt noch weitere sechs Jahre aus und kam so bis 1996 auf eine Amtszeit von 13 Jahren. Die aktuelle Satzung gibt es beim Bundesamt und unter:

<http://www.freischar.de/wp-content/uploads/2013/03/Freischar-Bundesordnung.pdf>

Und weiter?

Wenn wir zurückblicken: Eine Bundesordnung hatte die Freischar schon kurz nach ihrer Gründung. Eingetragen wurden die damals gültige Satzung und dazu der Bund selbst als Verein 1954. Danach gab es zwei größere „Satzungs“-Revisionen, 1963 und dann 1990/91. Das ist nun auch schon wieder 25 Jahre her. Immerhin hat die letzte Fassung der Bundesordnung damit ein Vierteljahrhundert Bestand. Mancher

vermeintliche „Ewigkeitswert“ aus dieser Satzung ist allerdings bei näherer Betrachtung gar nicht so alt. Und intensive Diskussionen hat es zwar im Vorfeld öfter gegeben – eine Satzungsänderung anschließend einzutragen, war aber bis auf ein kleines formelles Hakeln 1990 nie ein Problem. Das Vereinsrecht lässt uns viele Freiheiten.

Da kann es ja nicht schaden, unsere Satzung einmal wieder ins Auge zu fassen und kritisch zu prüfen, ob sie unsere Bedürfnisse heute noch gut erfüllen kann – eben wie es die Bundesführung bei der Bundesversammlung 2014 begonnen hat. Zumal auch das Gesetz zur Förderung des Ehrenamtes leicht geänderte Ansprüche an Satzungen stellt. Nach bisherigem Kenntnisstand allerdings genügt unsere Bundesordnung durchaus diesen Anforderungen.

Dass dieses Vorhaben hinter den aktuellen Tätigkeiten für unser neues Bundesheim zunächst zurückstehen muss, ist kein Schaden. Aber die Prüfung sollte gerade im

Lichte dieser neuen Situation gelassen weiterverfolgt werden. Vielleicht ergeben sich aus den neuen, etwas geänderten Verhältnissen, in die sich der Bund gerade hineinfindet, auch noch einmal etwas gewandelte Anforderungen auch an das festgeschriebene innere Gerüst. 🏠

Koski über „tusks“ erste Lapplandfahrt und weitere Dinge

von dadarish



Sachkundige in dieser Angelegenheit sind natürlich die LeserInnen der ZEITUNG, die sich mit den Beiträgen in Heft 2/2014 und 1/2016 zum Thema „Hungermarsch

Der weiter hinten nachgedruckte kleine „Koski“-Bericht aus der Feder von „tusk“ über eine Episode während seiner ersten Lappland-Expedition im Jahr 1926 – vor 90 Jahren, da trug er noch den Fahrtennamen „Schnaps“ – ist zuerst zwei Jahre später veröffentlicht worden.

Was tusk auch dieses Mal nicht sagte, ist, wo genau und wann sich diese Fahrt zugetragen hat, mit welchem Ziel oder unter welcher Leitidee sie stattfand. Aufgrund einer einzigen Passage in seinem Text wird für Sachkundige aber deutlich, dass die Bootsfahrt, von der er berichtet, auf dem Pasvik stattfand (norwegisch Pasvikelva, finnisch Paatsjoki), damals wie heute „Grenzfluss hinunter zum Eismeer“.

durch Lappland“ befasst haben. Außerordentlich sachkundig in allem, was „tusk“ betrifft, ist aber insbesondere „fouché“ (Fritz Schmidt/Augsburg), der mich auf „Koski“ hingewiesen hat.¹⁾ „zeko“ (Eckard Holler/Berlin), der gerade seine große „tusk“-Biografie abschließt, hat mir zudem aus seinem umfangreichen Fundus den Quellentext auf der Folgeseite zur Verfügung gestellt, ebenso wie das Titelbild und die weiteren Hinweise zum „Raubvogelbuch“ (s. S. 53). Außerdem erhielt ich von zeko auch noch etliche nähere Informationen zur Lappland-Expedition 1926 aus seiner entstehenden tusk-Biografie. Einiges daraus füge ich unten mit ein.

„tusk“

als Naturwissenschaftler auf Lapplandfahrt 1926

„Die zoologische Ausbeute einer Reise durch Finnisch-Lappland, zu deren Ermöglichung der „Verein zur Förderung der Naturaliensammlung“ in dankenswerter Weise beitrug, übergab uns Herr stud. rer. nat. Eberhard Köbel. Sie umfaßt etwa 75 Vogelbälge, teils abweichende Rassen auch in Deutschland vorkommender Arten (Krähen, Nordlandmeise, Kreuzschnabel, Goldammern u.a.) aus Südfinnland, teils ausgesprochen nordische Arten (Unglückshäher, Hakengimpel, Bergfink, Rotdrossel, Dreizehenspecht) und die Lapplandmeise als Rasse der Weidenmeise. Auch 2 Sperbereulen, 1 Sumpfohreule und 2 Rauhußbussarde wurden erbeutet. Besonders ergiebig war die Sammelausbeute während eines dreiwöchigen Aufenthalts auf der Eismeerinsel Heinesaaret; es wurden dort erlegt mehrere Wassertreter, Seestrandläufer, Papageitaucher, Grillteiste, Tordalken, nord. Seetaucher und an Möwen *Larus marinus*, *argentatus*, *fuscus*, *canus* und *Rissa tridactyla*, sowie eine Serie der mittleren *Raubmöwe* (*Stercorarius pomarinus*), die wegen der stark verschiedenen Färbungsspielarten besonderes Interesse bietet. An Säugetieren wurden Muriden eingebracht und ein starker Renhirsch (*Rangifer tarandus*), der als wildfarbenes Stück alsbald in der Schausammlung, neben dem hier bisher allein vertretenen Exemplar der kanadischen Rasse, seinen Platz finden dürfte. Endlich wurden größere Hummel- und Wespenarten gesammelt.“

in: Staatl. Museum, Naturkunde Stuttgart;
Jahresbericht XII, Bericht der Württembergischen
Naturaliensammlung 1925/26.

Anm. d. Red.:

Muriden (zoolog. Muridae) sind die Langschwanzmäuse.
Bei dem angeführten „starken Renhirsch“ handelt es
sich um das Lastentrage-Ren der Expedition. Es wurde
wg. Erkrankung getötet und verspeist. Das Fell, Geweih
usw. kam in die Naturaliensammlung.

Beide, „fouché“ und „zeko“ sind frühere Jungenschafter und seit vielen Jahren im „Mindener Kreis“ engagiert. Für ihre Hinweise und Unterstützung an dieser Stelle meinen ganz herzlichen Dank.

Am Ende dieses hier vorliegenden Nachdrucks findet sich in Gestalt des Quellenvermerks auch ein Hinweis auf „fouchés“ Tätigkeit als Autor und Herausgeber zu Thematiken, die „tusk“ betreffen. Weiterhin sind auch einige ergänzende Hinweise zu „tusk“ und seine bündische Vita angefügt.²⁾

„Koski“ – diese kurze Episode während der ersten Lapplandfahrt „tusks“ wird in der ZEITUNG nachgedruckt, weil so der uns durch die „Hungermarsch“-Berichte bekannt gewordene Pasvik ein wenig recht lebendig vorgestellt werden kann, gewissermaßen als „Fluss-Persönlichkeit“. Außerdem erschien „Koski“ zu einer Zeit, als „tusk“ bereits Mitglied und Gauführer (Schwaben II) der „alten“ Freischar war und zudem wurde der Artikel abgedruckt in „Spur – Jungenzeitschrift der Deutschen Freischar, Bund der Wandervögel und Pfadfinder“.

Um aber die beschriebene Episode noch ein wenig in ihren Gesamtzusammenhang zu stellen, hier zusätzlich einige ergänzende Hinweise.

„tusk“ befasste sich schon früh mit der Vogelkunde (Ornithologie) und porträtierte unterschiedlichste Vögel als hervorragender Zeichner. 1928 erschien sein „Raubvogelbuch“ (s. rechts). Auf Nordlandfahrten, auch z.B. 1931 zusammen mit Hans Graul zur russischen Eismeerinsel Nowaja Semlja, schoss oder fing er Vögel für seine Studien, sammelte aber auch andere Naturalien (s. Kasten links).



Einige Hinweise zu tusks Raubvogelbuch

Das „Raubvogelbuch“ von Eberhard Köbel hat 66 paginierte Seiten im Hochformat 16 x 24 cm. Es enthält 41 Zeichnungen des Verfassers, die, wenn ich das richtig sehe, nicht nur schwarz/weiß, sondern mit Grautönen gedruckt sind.

Es wird gelegentlich im Internet zu unterschiedlichen Preisen angeboten. Bemerkenswert ist die Entstehungsgeschichte der Publikation. Denn sie entstand auf der mehrmonatigen Lapplandunternehmung 1927 (im Anschluss an die Schwedenfahrt mit einer Stuttgarter Freischargruppe). Offenbar hat tusk diese Publikation bei seiner Lapplandunternehmung 1927 druckfertig gemacht. Das Nachwort entstand im Zelt bei Kerzenlicht in Schwedisch-Lappland bei Jokkmokk.

– Zeko –



Sperber (Raubvogelbuch)

Wie „zeko“ mir mitteilte, finanzierten „tusks“ Eltern ihrem Sohn diese hier angesprochene Finnland- bzw. Lappland-Expedition als Belohnung für das bestandene Abitur im Jahr 1926. In Anerkennung seiner Leistungen als junger Ornithologe unterstützten ihn zudem die Stuttgarter Naturschutzstelle und der Bund für Vogelschutz mit einer professionellen Ausrüstung zur Vogelbeobachtung. Dazu gehörte eine Kamera- und Filmausrüstung. Ein Jagdgewehr und Instrumente zum Präparieren erlegter Vögel waren ebenfalls Teil der Ausstattung.

Wie „zeko“ mir – und damit uns – weiterhin mitteilte, war „tusk“ im Jahr 1926 von Mai bis September in Finnland unterwegs, anfangs im Süden des Landes. Das eigentliche Ziel der Expedition waren aber die beiden Vogelinseln Groß- und Klein-Heinäsaari (auch Heinäsaaret) im damals finnischen Teil des Eismeeres. „tusk“ wurde dabei zumindest zeitweilig von zwei Kameraden aus seiner Stuttgarter Wandervogel-Gruppe begleitet. Ob sie während der gesamten etwa vier Monate dauernden Expedition dabei waren, kann ich nicht sagen. „tusk“ erwähnt seine Begleiter in „Koski“, geht aber nicht näher auf sie ein. Er bezeichnet sie immer nur als „die anderen“.

Am 10.07.1926 erreichte die Expedition dann schließlich Heinäsaari. Die Dauer des Aufenthaltes dort wird in dem vorstehenden Ergebnis-Bericht (s. Kasten S. 52) mit drei Wochen angegeben.

Obwohl „tusk“ auch hier nichts Näheres dazu sagt, trug sich das

„Koski“-Abenteuer jedenfalls auf dem Pasvik zu, damals wie heute „Grenzfluss hinunter zum Eismeer“. Wie ich schon in ZEITUNG 1/2016 schrieb, entsteht er in Finnisch-Lappland als ein Ausfluss des Inarisees (finn. Inarijärvi), an seinem Ostufer. Von dort fließt er zunächst ca. 120 km in nordöstliche Richtung und biegt dann etwa bei dem Ort Salmijärvi (russ. Salmijarvi) ziemlich direkt nach Norden ab, um nach weiteren ca. 60 km bei der norwegischen Stadt Kirkenes in einen Eismeerfjord zu münden.

Salmijärvi liegt etwa 5 km westlich der Bergbaustadt Nikel direkt am Fluss. Ab hier konnte man zumindest seit 1931 auf der damals gerade fertiggestellten „Eismeerstraße“ zu dem ca. 70 km nordöstlich gelegenen Petsamo (russ. Petschenga) gelangen. Von dort oder dem noch weiter nördlich am Petschenga-Fjord gelegenen Liinahamari (russ. Liinachamari) ist die „Vogelinsel“ Heinäsaari auf dem Wasserweg zu erreichen.

Es ist aber zumindest heute auch der Landweg möglich. Die „Vogelinsel“ ist eigentlich eine in zwei Teile gegliederte Halbinsel östlich der Mündung des Petschenga-Fjords in das Eismeer. Der küstennähere kleinere Teil heißt auf Russisch Poluostrov Srednij, der größere Teil Poluostrov Rybačij.

Diese „Vogelinsel“ im Eismeer ist bereits vor „tusk“ und auch später wiederholt von Ornithologen und anderen Wissenschaftlern aufgesucht worden, auch von deutschen.

Welchen Weg „tusk“ damals zusammen mit seinen beiden Stuttgarter Wandervogel-Kameraden genau einschlug, sagt er uns in „Koski“ nicht. Das geschilderte Fluss-Abenteuer könnte sich auf dem Pasvik stromabwärts vor dem Erreichen von Salmijärvi ereignet haben. Denn dort, so die naheliegende Vermutung, könnte die Expeditions-Gruppe den Fluss verlassen haben, um nach Heinäsaari zu gelangen.

Dank „zekos“ profunden Auskünfte erfahren wir nun aber, dass „tusk“ mit seinen Begleitern im Jahr 1926 aufgrund fehlender Straßenverbindungen ab Ivalo in Finnisch-Lappland mit einem dort gekauften Ruderboot und einem mitgebrachten Faltboot den Wasserweg einschlug. Zwei Jahre später, 1928, hatten sich Adolf Reichwein und seine Gefährten von Kirkenes kommend in Ivalo noch mit Lebensmitteln versorgt, bevor ihr Vorstoß „gen Westen ins ganz Leere“ begann, der „Hungermarsch durch Lappland“.

„tusk“ und seine Wandervogel-Freunde schlugen aber 1926 die umgekehrte Richtung ein. Sie fuhren mit ihren Booten zunächst auf dem den ZEITUNG-LeserInnen schon bekannten Ivalofluss (finn. Ivalojoiki) ca. 12 km abwärts bis in den Inarijärvi, dann über den See nach Nordosten zum Ausfluss des Pasvik und danach die gesamte Strecke von ca. 180 km bis nach Kirkenes. Dort langten sie am 8. Juli an und erreichten dann als Passagiere auf einem Kutter das finnische Petsamo, Luftlinie ca. 50 km östlicher

gelegen. Dort mussten sie auf das regelmäßig verkehrende Postschiff umsteigen. „zeko“ führt dazu aus: „Das Linienschiff, das nach Vaitilahti fuhr, setzte sie mit ihrem Ruderboot am 10. Juli 1926 vor der Küste von Groß-Heinäsaari ab. Bei starkem Wellengang ruderten sie mit dem vollbepackten Boot an Land. Der finnische Grenzwachtkommandant in Petsamo, der über die Ziele der Expedition informiert worden war, hatte ihnen als Quartier auf Groß-Heinäsaari die Unterkunft der beiden dort stationierten finnischen Soldaten zugewiesen und Koebel die Erlaubnis erteilt, mit dem Expeditions-Jagdgewehr auf den Inseln Vögel zu wissenschaftlichen Zwecken zu schießen.“

Wie ich früher schon notierte, gehörte die Region um Petsamo nach der Unabhängigkeit Finnlands von Russland (1918) und dem abschließenden Friedensvertrag mit der gerade erst gegründeten Sowjetunion (Vertrag von Dorpat 1920) zu Finnland, das damit einen Zugang zum Eismeer erlangte. Aber bereits gegen Ende des Zweiten Weltkriegs ging dieses nördlichste Territorium um Petsamo wieder verloren. Vorausgegangen war die sog. „Petsamo-Kirkenes-Operation“, eine Winterschlacht während des Zweiten Weltkriegs zwischen der sowjetischen Karelisten Front und deutschen Wehrmachts-Verbänden in Nordnorwegen und Finnland, die vom 7. bis zum 29. Oktober 1944 andauerte. Diese polare Region war für Hitler-Deutschland von erheblicher strategischer Bedeutung, weil von hier aus die großen Nachschubtransporte aus den

USA nach den östlich von Petsamo gelegenen sowjetischen Eismeer-Häfen Murmansk und Archangelsk durch die Luftwaffe zumindest gestört werden konnten. Es wurde aber auch versucht, mit Unterstützung finnischer Truppen Murmansk von hier aus einzunehmen. Das blieb ohne Erfolg. Außerdem wurden und werden in dieser Region Kupfer-, Nickel- und Molybdän-Erzlager abgebaut. Diese Metalle waren für die deutsche Kriegswirtschaft von großer Bedeutung.

Im Ergebnis der „Petsamo-Kirkenes-Operation“ wurden die deutschen Truppen von überlegenen sowjetischen Verbänden vernichtend geschlagen und aus dieser Region endgültig vertrieben.

Aufgrund der angesprochenen historischen Ereignisse war der Pasvik zur Zeit der „tusk“-Expedition 1926 (bzw. auch des „Hungermarsches“ 1928) über weite Strecken der „Grenzfluss hinunter zum Eismeer“ zwischen Norwegen und Finnland, später dann zwischen Norwegen und der Sowjetunion. Seit 1992 ist er Grenzfluss zur Russischen Föderation.

„zeko“ weist in seinen Mitteilungen übrigens auch darauf hin, dass kurze Sequenzen der Filmaufnahmen „tusks“ von Heinäsaari und Nordfinnland in den Freischarfilm „Burschen heraus“ von 1930 eingefügt und so erhalten geblieben sind. Sie zeigen u. a. die Ankunft des Postschiffs bei Heinäsaari und Aufnahmen von Seevögeln (u. a. Papageientaucher). Der Film ist in Archiven erhalten geblieben, z. B. im deutschen Bundes-Archiv in Koblenz. 

Koski

Ich will euch etwas erzählen von unserer großen Fahrt.

Ich saß im Faltboot und fuhr voraus. Die beiden anderen und das Gepäck waren im großen Holzboot, im „Jokivene“, wie die Finnen diese Boote nennen. Ja! Wir waren reiche Leute in Lappland! Mit einer Flotte von zwei Booten fuhren wir den Grenzfluss zwischen Norwegen und Finnland hinunter zum Eismeer.

Da kamen wir an einen Koski.

Was ist denn das, ein Koski? – Das ist ein Wasserfall, aber kein richtiger, eine große Stromschnelle, aber auch keine gewöhnliche. Eben eine Stelle, an der der Fluß wild wird, an der er schäumt und rauscht und über runde Felsblöcke bricht. Und die harten Finnen lieben diese Stellen, weil man mit ihnen kämpfen muss. Sie nennen sie „Koski“.

Ja! Es rauschte in der Ferne, ich sehe die Bäume am Ufer immer schneller an mir vorbeieilen, vorne hüpfen Gischtspritzen in die Höhe. Also kehrt! Es ging noch, obwohl sich mein Faltboot nicht leicht wenden läßt, wenn es im Strom ist. Da kommen auch schon die andern.

„Koski“, rufe ich, „in Norwegen anlegen!“

Was sollten wir nun tun?

Zuerst stiegen wir aus und liefen am Ufer entlang, um zu beraten. So standen wir und schauten lange ins Wasser, wo wir am besten durchkämen. Es waren drei große Koski hintereinander, steigend an Stärke. Donnerwetter!

„Unmöglich“, sage ich und sehe schon im Geist den Untergang der Wandervogelflotte, „der Einsatz wäre zu groß! Wir müssen die Boote über Land schleifen.“ Aber jucken tät's mich schon verdammt, hindurch zu fahren. Wir sind ja schon viele hinuntergefahren, mit dem Holzboot wenigstens. Aber da saß immer ein strammer finnischer Steuermann hinten und wir brauchten nur zu rudern.

„Ha!“, meint einer der andern und ich merke, daß er mich schon überzeugt hat, „m'r könnt's doch 'mal am ersten mit 'm großen Boot versuche'!“

Noch einmal sträuben sich meine Haare im Gedanken an eine Katastrophe, dann trotten wir gemächlich sprechend zu den Booten zurück. Wir vespern noch, decken sorgfältig die Zeltbahnen über die Tornister und Gewehre, über den großen Haferflockensack und über die Kiste präparierter Vögel. Dann geht's los.

Ich sitze am Heck, das lose Steuer in der Hand. Die andern rudern kurz und stark. Das Herz klopft ein bisschen, ich denke noch rasch

an Möglichkeiten, dann sind wir schon im reißenden Strom. Umrauschte Felsbrocken sausen an uns vorbei ... Dort muß ich durch! – Ich mache es, wie die Finnen es zu tun pflegen: Einige rasche Ruderschläge, jetzt kommen wir in die großen Wellen, schräg lasse ich das Boot hineinschlittern ... Zittern im Holz, Spritzer, wir sind durch!

„Tadellos! Der nächste!“

Und durch den zweiten Koski ging es und die Planken hatten sich gebogen. Dann kam der dritte und größte. Weißes Flimmern ringsum vor lauter Schaum, kalte Spritzer, die über Bord fegen, Krachen im Boot. Durchgekommen!

Wir legen mit dem großen Boot an, steigen aus und lachen wie Kinder, die den Osterhasen gefunden haben. Das war fein!

Wieder ringen wir im Innern, ob wir auch mit dem Faltboot hinunterfahren sollen. Es ist doch ein Wagnis! Aber auch diesmal endet die Unterhandlung mit dem Beschluß: Wir haben doch keine Bange nicht.

So knöpfen wir uns die Spritzdecke fest und stoßen langsam ab. Es ist doch ein sonderbares, fast feierliches Gefühl: Jetzt können wir noch zurück! Gleich faßt uns der Strudel und reißt uns dorthin, wohin er will. Dann ein bißchen Geistesgegenwart, das ist, was wir tun können. Ob das treue Boot durchhält? ... Hei, wie da die deutsche Flagge weht! Das Boot bog sich unter uns. Das Wasser kochte zu allen Seiten. Da! Wir kamen ganz

unter Wasser! Ich sah es nur noch weiß flimmern. Bruch! schlugen die Wellen auf die Spritzdecke. So ging es von Koski zu Koski, immer wieder mitten durch. Da, wo die Widerwellen am größten sind, muß man durch, sonst kommt das Boot in die gefährlichen Seitenstrudel.

Wir stiegen aus und lachten.
Ein riesengroßes Erlebnis.

Stuttgart.

Schnaps.

¹⁾ tusk (Eberhard Koebel), Koski, in: Spur – Jungenzeitschrift der Deutschen Freischar, Bund der Wandervögel und Pfadfinder, 6. Jg. 1927/28, Heft 12, S. 192.

Nachdruck in: Fritz Schmidt (Hg.), tusk – Versuche über Eberhard Koebel, o. O., 1994, S. 8 f. (Südmarkverlag Michael Fritz).

²⁾ *Zu tusk:*

Eberhard Rudolf Otto Koebel (auch Köbel)

Geboren 1907 in Stuttgart, ab 1922 oder 1923 Mitglied des Deutschwandervogel (der aus dem Altwandervogel hervorging – dieser war 1926 ein Mitbegründer des „Bund der Wandervögel und Pfadfinder“, 1927 in Deutsche Freischar umbenannt), Fahrtenname „Schnaps“. 1926, nach dem Abitur, erste Fahrt nach Süd- und Nordfinland. 1927 Übertritt zur Deutschen Freischar, seit der Schwedenfahrt mit einer Stuttgarter Freischargruppe, in diesem Jahr neuer bündischer Name „tusk“.

Ab 1928 Gauführer von Schwaben II der Deutschen Freischar, am 1.11.1929 Gründung von dj. 1.11, im Mai 1930 Ausschluss aus der Freischar.

Angaben überwiegend aus:

Fritz Schmidt (s. o.), S. 215 ff. In diesem Sammelband finden sich viele weiterführende Beiträge bzw. Auskünfte zu tusk.

Fahrtbericht 29

von dadarish

*Im Sommer 1929 unternahm „tusk“
(Eberhard Koebel, auch Köbel),
damals Führer des Gaues Schwaben II
der Deutschen Freischar, gemeinsam
mit weiteren Freischarlern eine
Großfahrt nach Schwedisch-Lappland.
Die Fahrtengruppe hatte er nach
eigenen Kriterien und eigener
Entscheidung aus Jungen seines
Freischar-Gaues zusammengestellt.
Sie waren in Stuttgart, aber auch in
anderen Orten der Region beheimatet.
Es war „tusks“ dritte Fahrt
in den hohen Norden.
(s. auch den Beitrag
„Koski“ auf S. 57 dieses Heftes)*

Aus dem Erleben dieser Fahrt, beginnend mit den Vorbereitungen, der Anreise, dann dem Aufenthalt in Lappland, entstand seine Schrift „Fahrtbericht 29“, die im folgenden Jahr (1930) im Voggenreiter-Verlag in Potsdam erschien. Dieser schmale Band gehört zu den „legendärsten Texten der Jugendbewegung“ und war daher nach dem Verbot aller freien Jugendbünde durch die NS-Machthaber im Jahr 1933 kaum noch erhältlich. Erst 1985 brachte Horst Fritsch in seinem Südmarkverlag einen Nachdruck heraus, der als Band 23 in dessen „Piratenbücherei“ erschien. Entstanden war eine fotomechanische Verkleinerung des ansonsten unveränderten Originals im Taschenbuchformat. Nur der Umschlag war entsprechend dem Grundlayout der Buchreihe neu gestaltet worden. Durch diese Herstellungsweise war der Buchtext im Nachdruck allerdings stark verkleinert und auch die

Qualität der ohnehin technisch nicht immer sehr guten Fotos litt. Diese Auflage ist inzwischen vergriffen.



Zum Jahresende (2016) hat nun der Verlag der Jugendbewegung, bekanntermaßen durch Umbenennung aus dem Südmarkverlag hervorgegangen und getragen von einem überbündischen Verlags-Team (*s. auch im Nachrichtenteil dieses Heftes*), eine dritte, erweiterte Neuauflage herausgebracht.¹⁾ Sie umfasst 137 Seiten, einschließlich eines Nachworts von „zeko“ (Eckard Holler, Berlin) und dem ergänzenden Abdruck des Beitrags „Anta Piirak“ aus der Feder „tusks“, zuerst 1929 in der Zeitschrift Atlantis erschienen.

Diese Neuauflage von „Fahrtbericht 29“ gibt das Original in Text und Grafik inhaltlich unverändert wieder. Dank der Unterstützung des Archivs der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein konnten auch die meisten Originalnegative der von „tusk“ 1930 ausgewählten Fotos verwendet werden. Ein nicht mehr vorhandenes Negativ wurde durch ein motivgleiches ersetzt. Andere Aufnahmen mussten allerdings aus der Originalausgabe von 1930 gescannt werden. Die Wiedergabe der Fotos ist daher z. T. besser, z. T. gleichgut wie in dieser Erstausgabe.

Im Unterschied zur ersten und zweiten Auflage wurde ein neues Format gewählt, 16 mal 14 cm, das der Verlag auch für weitere Neuauflagen „klassischer“ bündischer Texte verwendet. Dieses neue Format ermöglicht ein insgesamt besseres Layout. Durch die hier gewählte größere Schrift läuft der Text allerdings anders um als in den beiden vorangegangenen Auflagen. Die Seitenangaben sind also nicht identisch. Die grafische Gestaltung des Buchtitels der neuen Auflage entspricht aber wieder der Originalausgabe.

Die jetzt vorliegende Neuauflage des „Fahrten-Mythos“ gibt einerseits das Original wieder, begleitet das Werk aber auch erstmals kritisch. Hier ist in erster Linie auf das Nachwort „zekos“ hinzuweisen, der „Fahrtbericht 29“ in seine Zeit einordnet und aufklärt, wo Wunsch und Wirklichkeit, Realität und Propaganda sich schneiden. „zeko“, der in nächster Zeit eine „tusk“-Biografie abschließen wird, die wohl erste ihrer Art, macht u. a. deutlich, dass „Fahrtbericht 29“ als Propagandaschrift entstanden ist, mit allen Eigenheiten dieses Genres. Er stellt das Werk in den Zusammenhang mit „tusks“ seit 1928 entwickelter Idee, eine „autonome Jungenschaft“ als neue Form der Jugendbewegung zu schaffen (sog. „dritten Welle“ der Jugendbewegung). Diese Idee setzt er am 1. November 1929 um mit der Gründung von dj.1.11, was 1930 zu seinem Abschluss aus der Deutschen Freischar führte.

Mit seiner Neuauflage leistet der Verlag der Jugendbewegung einen Beitrag zur weiteren kritischen Befassung mit dieser Phase der historischen Jugendbewegung, der es ermöglicht, Realität und Mythos zu unterscheiden. Der Verlag hat bereits in der Vergangenheit mehrere Werke zum Thema herausgebracht. ■

¹⁾ Eberhard Köbel (tusk):
Fahrtbericht 29 (Lappland),
Neuauflage mit einem Artikel aus Atlantis
(1929) und einem Nachwort von Eckard Holler,
3. erweiterte Ausgabe, Berlin 2016
(Verlag der Jugendbewegung GmbH)

Bündische Jugend

Nachtrag zur Rezension „zekos“ in ZEITUNG 2/2015

„zeko“ (Eckard Holler, Berlin) hat für die o. a. Ausgabe der ZEITUNG dankenswerterweise eine Rezension zu dem neu erschienenen umfangreichen Buch des Historikers Rüdiger Ahrens verfasst. Es behandelt die politische Ausrichtung der Bündischen Jugend zwischen 1918 und 1933.¹⁾ In seiner Rezension führt zeko u. a. aus, dass Ahrens in seiner Studie zu dem Ergebnis komme, „dass die Bündische Jugend die Positionen der politischen Rechten teilte und durch ihr

elitäres Selbstverständnis und die Intensität, mit der sie ihre Mitglieder „prägte“, zur Avantgarde des „nationalen Lagers“ wurde.“ Weiterhin merkt zeko kritisch an: „Republiktreue und linke Gruppierungen waren nach Meinung des Autors derart schwach vertreten, dass sie nur vereinzelt und zufällig erwähnt werden.“

Zeko würdigt positiv den großen Arbeitsaufwand des Autors und die enorme Fülle der von ihm herangezogenen Quellen, betont aber in erster Linie seine Kritik an einer Reihe von Thesen des Buchautors sowie an der „selektiv erscheinende(n) Auswahl der verwendeten Literatur“ durch Ahrens. So verweist zeko u. a. auf die nach seiner Auffassung irrigen These „von der Mitwirkung nationalistischer Jugendbünde bei der Entstehung der Bündischen Jugend der Weimarer Zeit, die mehr behauptet als tatsächlich belegt wird.“

Dieses alles hier zu wiederholen wäre müßig, wenn zeko nicht in seiner kritischen Replik auf eine Rezension von Kay Schweigmann-Greve, Hannover, zu dem Buch von Rüdiger Ahrens einige erweiternde und für uns besonders interessante Anmerkungen gemacht hätte. Die entsprechende Passage findet sich hier unmittelbar nachfolgend.



Da Ahrens keine Abgrenzungskriterien kennt, erliegt er der „optischen Täuschung“ (Hermann Mau), rechtsradikale Splitterbünde zur Bündischen Jugend zu rechnen und ihre politischen Positionen und Äußerungen der Bündischen Jugend anzulasten.

Geeigneter als repräsentative Vertretung wäre die Deutsche Freischar, da sie die mitgliedsstärkste und einflussreichste bündische Organisation war. Rüdiger Ahrens hat mit ihrer politischen Einordnung jedoch Probleme. Den „liberalen“ Charakter bezweifelt er u. a. wegen der deutlich sichtbaren „nationalistischen Grundierung“ (S. 163). Jedoch auch die Kennzeichnung als „rechts“ schien nicht wirklich zutreffend, da mit dem sozialdemokratisch orientierten Leuchtenburgkreis um Fritz Borinski eine linke Gruppierung ein geachtetes Mitglied der Freischar war. Das entstandene Dilemma löste Ahrens kurzerhand damit, die Deutsche Freischar zum seltenen „Sonderfall“ (S. 164) zu erklären und ihr jede Repräsentanz abzusprechen.

Dass es Rüdiger Ahrens nicht gelingt, die zentrale Rolle der Deutschen Freischar in der Bündischen Jugend der Weimarer Republik herauszuarbeiten, führt zu Zweifeln an der Seriosität seiner Studie. Denn die Deutsche Freischar war keinesfalls der

seltene Sonderfall, den Rüdiger Ahrens in ihr sah. Der Grund für die Fehlwahrnehmung war das Missverständnis, die Bündische Jugend sei ein politischer Jugendverband nach dem Vorbild der politischen Studentenbünde der (19)68er Zeit.

Die Widersprüche, an denen Ahrens bei der politischen Einordnung der Deutschen Freischar scheitert, rühren daher, dass es sich bei ihr um eine vitalistische Organisation handelte, die das gemeinsame Erlebnis in den Mittelpunkt stellte. Politische Meinungsverschiedenheiten und Veränderungen des politischen Standorts hatten im Gegensatz zu ihrer Wirkung in politischen Gruppen keinen die Gruppe sprengenden Charakter, sondern gehörten zum Zusammenleben der Erlebnisgemeinschaften und stellten sie vor Aufgaben, an denen sie als Gemeinschaften wuchsen.²⁾ 📖

¹⁾ Rüdiger Ahrens, Bündische Jugend. Eine neue Geschichte, 1918–1933, Wallstein-Verlag, Göttingen 2015.

²⁾ aus: Eckard Holler (zeko), Buchbesprechung „Bündische Jugend“ von Rüdiger Ahrens durch Kay Schweigmann-Greve, in: Idee und Bewegung, Heft 112, November 2016, S. 54

Textbeiträge ■ Vom rankenden Blätterwald der Anteilnahme – oder: Wie in der Ferne eine Ausstellung entsteht; murmel (Johanna Quandt), Köln / Warum nicht mal nach Indien?; Pan (Gerd Schäffken), Sprendlingen / Von Bundesheim zu Bundesheim; dadarish (Dieter Geißler), Meine / 103 Jahre nach dem Hohen Meißner; Wolf (Schöde), Berlin / Die Bundesordnungen der Freischar – eine Verfassungsrecherche, Teil 3: Die Überarbeitung von 1990; hagzissa (Elisabeth Gräfe), Meine / Koski – über „tusks“ erste Lapplandfahrt und weitere Dinge; dadarish (Dieter Geißler), Meine.

Fotos ■ S. 4, 5, 10, 11, 13 bis 19 u. 22 bis 25; murmel (Johanna Quandt), Köln / S. 26 bis 30; Pan (Gerd Schäffken), Sprendlingen / S. 31, 32, 33 li., 34/35, 35, 38 u. 38/39, ; dadarish (Dieter Geißler), Meine, S. 33 re.; NN, (DF Bundesarchiv), S. 36; öler (Matthias Neumüller), Ingelheim / S. 40 u. 43; NN (DF Bundesarchiv) / S. 44/45; dadarish (Dieter Geißler), Meine / S. 46/47; dadarish (Dieter Geißler), Meine.

Grafik ■ S. 8; aus dem Eigentum von murmel (Johanna Quandt), Köln. / S. 51; aus: Fritz Schmidt (Hg.), tusk – Gesammelte Schriften und Dichtungen, zweite überarbeitete Auflage, o. O. 1996, S. 130 (Verlag der Jugendbewegung).

Titel ■ Foto von murmel (Johanna Quandt), Köln.

ZEITUNG – eine Zeitschrift der
DEUTSCHEN FREISCHAR
Bund der Wandervögel und Pfadfinder
www.freischar.de

Herausgeber
DEUTSCHE FREISCHAR e.V.
Bundesführung
Wolfgang Mich (schrubbi)
Zwinglistraße 10
65199 Wiesbaden

Redaktion
Dieter Geißler (dadarish)
Abbesbütteler Straße 13
38527 Meine
dd.geissler@t-online.de

regelmäßige Mitarbeiterin:
Elisabeth Gräfe (*hagzissa*)

Layout
Tillmann Giese

Gesamtherstellung
printmedien GmbH
Ginsheim-Gustavsburg

Versand
moormannschaft
c/o Elisabeth Gräfe (*hagzissa*)
Abbesbütteler Straße 13
38527 Meine
egraefe@t-online.de

Druck und Versandkosten der ZEITUNG müssen durch Mitgliedsbeiträge und Spenden aufgebracht werden.

Spenden werden erbeten an:

DEUTSCHE FREISCHAR – Bundesamt
Katharina Brüdgam (luna)
David-Fabrizius-Straße 20, 26603 Aurich

Darmstädter Volksbank eG.
IBAN DE76 5089 0000 0010 2106 07
BIC GENODHEFAVBD

Inhalt

ZEITUNG 3/2016

Spruch	2
Vorwort	3
Themen	
Vom rankenden Blätterwald der Anteilnahme – oder: wie in der Ferne eine Ausstellung entsteht (<i>murmelt</i>)	4
Warum nicht mal nach Indien (<i>Pan</i>)	26
Von Bundesheim zu Bundesheim (<i>dadarish</i>)	31
103 Jahre nach dem Hohen Meißner (<i>Wolf</i>)	40
Die Bundesordnungen der Freischar – eine Verfassungsrecherche Teil 3: Die Überarbeitung von 1990 (<i>hagzissa</i>)	46
Koski – über „tusks“ erste Lapplandfahrt und weitere Dinge (<i>dadarish</i>)	51
Rezensionen	
Fahrtbericht 29 (<i>dadarish</i>)	59
Bündische Jugend – Nachtrag zur Rezension „zekos“ (<i>dadarish und zeko</i>)	61
Quellenangaben/Impressum Nachrichten (<i>in der Mitte des Heftes</i>)	63